

Danke!

Unser herzlicher Dank gilt allen, die an dieser Publikation mitgearbeitet haben!



*Aus der Praxis –
für die Praxis 2012*

*Einfach
bei Christus –
einfach bei
den Menschen*

Inhaltsverzeichnis

Editorial			
Theologie			
Christoph Nötzel Einfach bei Christus – einfach bei den Menschen	6 ■	Birgit Winterhoff Biblische Anstöße: Provozierend nah – Jesu Salbung durch die Sünderin	13 ■
Burkhard Weber So wie Jesus war, hat ihn keiner gewollt. Überlegungen zu Gottesferne und Menschennähe	10 ■	Diakonie Hartmut Bärend Eigentlich geht das wie von selbst. Wie Mission und Diakonie konkret zusammen finden können	36 ■
Birgit Winterhoff Biblische Anstöße: Provozierend nah – Jesu Salbung durch die Sünderin	13 ■	Ulrich Laepple Nahe bei den Menschen. Zur Diakonie in der missionarischen Gemeinde	40 ■
Haltung		Birgit Winterhoff Biblische Anstöße: Tun, was dran ist – Maria und Martha	45 ■
Dr. Jean Gottfried Mutombo Mission als Haltung	14 ■	Kontextualisierung Christina Brudereck Sehnsucht & Erlaubnis	46 ■
Dr. Klaus Douglass Auf die Herzenshaltung kommt es an	18 ■	Martin Scott Evangelisierung und Offene Jugendarbeit – ein Gegensatz?	49 ■
Jürgen Schweitzer Menschen nahe sein – Menschen besuchen	21 ■	Birgit Winterhoff Biblische Anstöße: Alles auf eine Karte setzen – das Scherflein der Witwe	53 ■
Birgit Winterhoff Biblische Anstöße: Angesehen und angedet – Zachäus	23 ■	Sprachschule des Glaubens Ralf Bödeker Glaubenskurse – nahe bei den Menschen	54 ■
		Birgit Winterhoff Biblische Anstöße: Hoffnung die Beine macht – die Emmaus-Jünger	57 ■
		Gemeindeentwicklung Daniel Drewes, Jörn Ruchmann Kirche und Jugendliche unterwegs in sozialen Netzwerken.	58 ■
		Michael Dettmann Öfter mal spazieren gehen. Missional communities als Chance für Gemeindegewachstum	62 ■
		Annette Molks Wir wollen gemeinsam bauen	64 ■
		Heino Masemann Mit dem Evangelium einfach bei den Menschen	66 ■
		Birgit Winterhoff Biblische Anstöße: Reich und trotzdem arm – der reiche Jüngling	69 ■
		Aus AmD und gmd Materialien, Literatur, Angebote	70 ■
		Spiritualität Martin Bartelworth Zwischen Gospel und Gemüsetheke	24 ■
		Ute Eberl Auf nackten Sohlen. Gott auf der Straße suchen	29 ■
		Birgit Winterhoff Biblische Anstöße: Gott sei Dank	35 ■

Editorial



Liebe Leserin, lieber Leser,

„Es hat einfach Freude gemacht. So kann Zusammenarbeit fruchtbar und bereichernd sein,“ finden wir nach einem Jahr Vorarbeit zu dieser ersten gemeinsamen Ausgabe von „Aus der Praxis – für die Praxis“ durch die missionarischen Dienste in Westfalen und im Rheinland.

„Einfach bei Christus – einfach bei den Menschen“ – so haben wir das Heft überschrieben.

Eine missionarische Kirche findet ihre Mitte und Identität in Jesus Christus. Zugleich ist sie nahe bei den Menschen. Kirche bewegt sich zwischen zwei Polen: zwischen Gott und den Menschen. Die Balance zwischen beiden lässt sich nur in der Liebe halten.

Der Weg, den Jesus Christus weist, ist ein einfacher Weg. Die ganzheitliche Ausrichtung auf Gott und die liebevolle Öffnung und Zuwendung zu den Mitmenschen ist angesagt. Die Beiträge wollen Anstöße geben und Perspektiven eröffnen. Es geht nicht um best practice. Vielmehr wollen wir aus der Praxis heraus veranschaulichen, wie die einfache Wahrnehmung der Menschen unter den Augen Gottes neue Wege zeigt. Ökumenische Weite ist uns dabei wichtig, denn der missionarische Auftrag verbindet Konfessionen und Frömmigkeitsrichtungen. Der unverstellte Blick über den eigenen Gartenzaun kann neue Horizonte aufzeigen.

Dieses Heft stellt seine Beiträge unter sieben Überschriften: Theologie, Haltung, Spiritualität, Diakonie, Kontextualisierung, Sprachschule des Glaubens, Gemeindeentwicklung. Einfach bei Christus – einfach bei den Menschen.

Diese Einfachheit ist nicht mit fundamentalistischer Enge zu verwechseln. Die Einfachheit der inneren Ausrichtung verlangt der vor- und nachgängigen **theologischen Reflexion**. Christoph Nötzel und Burkhard Weber entfalten die Einfachheit des Glaubens von Lebensweg und Verkündigung Jesu her. Birgit Winterhoffs biblische Anstöße suchen Orientierung am einfachen biblischen Wort.

■ *Wir wollen aus der Praxis heraus veranschaulichen, wie die einfache Wahrnehmung der Menschen unter den Augen Gottes neue Wege zeigt.*

In der Sendung Gottes zu leben, ist eine **Lebenshaltung**, meint Jean Mutombo. Es geht ums „gehen und dranbleiben“. Mutombo weiß, wovon er redet. Ob in Kinshasa oder in Dortmund, Mission ist zuerst eine **Herzenshaltung**. Den Wandel von einer „Kirche des Wortes“ zu einer „Kirche des Herzens“ zu vollziehen, fordert deshalb Klaus Douglass. Jürgen Schweizer konkretisiert diesen Haltungswechsel an Erfahrungen aus der Besuchsdienstarbeit. Martin Bartelworth beschreibt, wie sich Menschen von Gospels begeistern lassen und zum Wort des Glaubens finden.

War zu Luthers Zeiten die Akzentuierung des Wortes dran, ist es heute vielleicht zusätzlich das Schweigen, der Weg des Gebetes und der Liebe. Die **Spiritualität**. Fasziniert haben uns Ute Eberls Erlebnisse in der Großstadt Berlin. Auf nackten Sohlen wagen sich Menschen dort in für sie ungemütliche Begegnungen und bekommen es dabei unvermutet mit Gott zu tun ... wie Mose am Dornbusch. Wie dicht sich die Nähe zum Menschen und die Nähe zu Gott einander berühren und zueinander führen, beschreiben auch Hartmut Bärend und Ulrich Laepple an Beispielen aus der verkündigenden **Diakonie**.

Kontextualisierung heißt: Das Wort trifft in unsere Verhältnisse. Das ist der Weg der Liebe Gottes. Sie meint den ganzen Menschen (Martin Scott). Wollen wir ihr auf der Spur sein und sie bezeugen, müssen wir uns auf den Weg machen. Das heißt zuerst, die Menschen so zu nehmen wie sie sind. Es gibt keine anderen! Ob bei der Tafel in Berlin, beim Gospel an der Gemüsetheke in Witten oder beim Evangelium in der Offenen Jugendarbeit in Essen sollte gelten, was Christina Brudereck so formu-



■ *Einfach ist dieser Weg in seiner Haltung und Grundorientierung hin zu Gott und hin zu den Menschen. Komplex wird er in der Bewegung.*

liert: „Wir haben Respekt für jede Äußerung spirituellen Hungers, für jede heilige Frage und setzen keine Antwort voraus.“ In dieser Haltung lässt sich gut einüben, vom eigenen Glauben zu sprechen. An vielen kirchlichen Orten wird dies in den sogenannten „Kursen zum Glauben“ als **Sprachschulen des Glaubens** versucht (Ralf Bödeker).

Hin zu den Menschen, heißt auch, da zu sein, wo sie sind. „Jugendliche sind online“ bemerken Jörn Ruchmann und Daniel Drewes schlicht. Sie leben in sogenannten „social communities“ wie Facebook. Was nicht online ist, findet für viele von ihnen schlicht nicht statt. Einfach bei den Menschen bedeutet, mit ihnen zu kommunizieren ... und von ihnen her zu denken. Unsere sozi-

alen Lebensformen erlauben vielen Menschen keine Beheimatung, ja nicht einmal mehr eine Berührung mit dem Evangelium. Lassen wir das Evangelium spazieren gehen (Michael Dettmann) und neue Häuser bauen, in denen es leben kann (Olaf Wahls, Annette Molks). Zeitgemäße **Gemeindeentwicklung** führt deshalb häufig aus der Parochie hinaus und wagt sich an neue Orte und in fremde Milieus. Heino Masemann beschreibt ein solches Experiment am Beispiel des Expo-Wals.

Eine missionarische Kirche bleibt nicht bei sich selbst, sie bleibt nahe bei Christus und bei den Menschen. Die Struktur der Volkskirche bietet dazu viele Chancen. Die Kirche lebt missionarisch, indem wir uns herausfordern lassen, das Evangelium zu teilen. ■

*Christoph Nötzel und
Birgit Winterhoff*

Kirche – einfach bei Christus, einfach bei den Menschen



Bei den Menschen

Jesus hat sich „einfach den Menschen“ zugewandt. Er sucht die Menschen dort auf, wo sie sind. In ihrem Alltag, wo sie leben und wohnen, dort wo sie arbeiten, da wo sie sich treffen, begegnet er ihnen. Nicht denen wendet er sich besonders zu, die im Zentrum von Religion und Glaubenspraxis leben. Nicht den Pharisäern oder der Synagogengemeinde, sondern jenen, die außerhalb der etablierten Religion stehen, den „Sündern und Zöllnern“. Darin verwirklicht sich seine Sendung, dass er den Menschen „in der Welt“ begegnet.

Er nimmt die Menschen einfach so, wie sie sind. Er nimmt sie „wahr“. Menschen mit ihren alltäglichen Fragen und Problemen. Menschen, die sich im Leben verlaufen haben. Menschen, deren Leben krankt, die sich „außerhalb“ der etablierten Lebensordnung erfahren. Jesus lässt sich von ihnen heraus fordern. Auch über Grenzen hinweg führt sein Weg zu ihnen hin, selbst zu den Aussätzigen jenseits der Mauern, außerhalb der Dörfer und Städte. Jesus sieht sie, hört sie, nimmt sie wahr. Z.B. Zachäus, der auf dem Baum sitzt, Jesus zu sehen. Bartimäus, der am Rand des Weges sitzt und nach ihm ruft. Andreas, Simon, Johannes, die Fischer, bei ihrer Arbeit am See Genezareth. Sie erfahren in der Begegnung mit ihm Heilung, Hoffnung und Berufung. Sie erleben: „Mein Leben ist nicht festgelegt auf das Lebensmuster, das ich heute lebe. Ich kann auch anders! Gott ist mit mir mitten in meinem Alltag.“

Bei Gott

Gott mitten in der Welt, einfach bei den Menschen. Davon erzählt Jesus auch in seinen Gleichnissen. Ein Sämann zieht über Land und streut

seinen Samen überall hin, auf guten und auf schlechten Boden. Manches geht auf, anderes verkümmert. In Bildern aus dem Alltagsleben erzählt er, wie sich Gottes Liebe mitten im Leben ereignet: Ein Bauer pflügt sein gepachtetes Stück Land. Er pflügt, wie er es schon hunderte von Malen zuvor getan hat. Doch diesmal, plötzlich und unerwartet, widerfährt ihm etwas Neues. Mitten in seinem Alltag entdeckt er unerwartet und urplötzlich einen Schatz. Ihm widerfährt Gott. So nah ist uns Gottes Reich, erzählt Jesus. Gottes Liebe trägt ihre Kraft in sich selber. Sie ist nicht von uns abhängig. Von unserem Erwarten oder Nicht-mehr-Erwarten so wenig wie von unserem Tun oder Lassen.

Gottes Liebe macht sich nicht abhängig von der Liebe der Menschen. Zwei Söhne verlieren auf ganz verschiedene Weise den Kontakt zu ihrem Vater. Aber seine Liebe hält an ihnen fest. Das zeichnet Gottes Liebe aus. Sie sucht nach dem

Menschen, sie geht ihm nach. Seine Liebe gibt nicht auf. Schöpferisch erweckt sie neue Liebe – auch da, wo sie auf keine Gegenliebe stößt.

Gottes Wirklichkeit, sein Reich, geht nicht auf in unserer religiösen Wirklichkeitsdeutung. Egal ob die zeitgängige Interpretation der Wirklichkeit mehr, weniger oder gar nicht religiös ausfällt, bleibt der lebendige Gott ein Gott dieser Welt und ihrer Menschen. Er teilt ihr Leben. Gottes Wirklichkeit beschränkt sich nicht auf den Raum des Heiligen. Es ist genau umgekehrt. Heilig ist der Moment, heilig ist der Ort, an dem Gott dem Menschen begegnet. Das kann jeder Ort, kann jeder Augenblick im Leben eines jeden Menschen sein. Denn jeder Ort, jeder Augenblick, jeder Mensch ist Gott zuzutrauen. Dazu wurde Gott Mensch. In Jesus ist er den Menschen einfach nahe, wird einer von ihnen. Gott findet, wer sich von ihm überraschen lässt.

Liebe

Unsere Mission als Christen ist es, die Liebe, die wir von Gott her erfahren, den Menschen weiterzugeben, denen wir auf unserem Weg begegnen. So werden aus Menschen, die sich fremd, ja vielleicht sogar feind sind, Nächste. Wie dem „unter die Räuber Gefallenen“ auf dem Weg von Jericho nach Jerusalem ein Samariter, fremd und feind bisher, zum Nächsten wird.

Liebe schafft Nähe. Doch zuvor muss Liebe Distanz überwinden, muss Nähe wagen. Mehr Nähe als mir der andere – mir anders, fremd und misstrauisch, vielleicht sogar feind – gewährt. Das verlangt Mut und Achtsamkeit. Den Mut, am anderen nicht achtlos vorbeizugehen. Die Achtsamkeit, mich von dem anderen in seinem Anderssein nicht

■ *Sie erleben: „Mein Leben ist nicht festgelegt auf das Lebensmuster, das ich heute lebe. Ich kann auch anders!“*

abschrecken, sondern berühren zu lassen. Ihm zu begegnen, ohne ihn zu benutzen. Ihn zu berühren, ohne ihn zu verletzen. Eine offene Haltung liebevoller Achtsamkeit gegenüber dem Menschen, wie er mir hier und jetzt begegnet. Eine Haltung, die von dem Glauben und der Hoffnung getragen ist, dass hier und jetzt, in diesem Menschen, mir persönlich fremd und unerwartet, Gott einfach schon da ist. Es braucht den Mut und die Hoffnung auf genau jene Versöhnung, von der wir im Namen Jesu Christi herkommen und auf die wir im Zutrauen auf seine Auferweckung zugehen.

Der Ruf Jesu: „Folge mir nach!“ und die Hinwendung zu den Menschen, wie sie mir heute begegnen, sind eins. In Christus gehören Gott und die Menschen, ja die ganze Schöpfung, einfach zusammen, ohne dass beide ineinander aufgehen. Sie gehören in Liebe so eng zueinan-

■ Der Ruf Jesu:

„Folge mir nach!“ und die Hinwendung zu den Menschen, wie sie mir heute begegnen, sind eins.

der, dass der eine nicht ohne den anderen sein kann. Gott kann nicht ohne seine Menschen, die Menschen können nicht ohne Gott sein. Eine Andersheit, ja Fremdheit seitens des Menschen, die durch GOTTES Liebe – ER ist hier der Initiative – versöhnt wird, ohne aufgehoben zu werden. Gottes Liebe macht sich den Menschen nicht gleich. Sie überschreitet sich auf ihn hin. Sie liebt ihn gerade in seinem Anderssein. In Jesu Weg hin zu den Menschen, von Bethlehem bis Golgatha, von der Krippe bis zum Kreuz liebt er sich in den Menschen hinein.

Einfach

Manch einer mag diesen Weg der Liebe Gottes in seiner handgreiflichen Geschichtlichkeit in Krippe und Kreuz anstößig finden. Doch Liebe gibt es nicht als Idee. Sie ist nur, indem sie geschieht. Und sie geschieht immer persönlich und konkret, ungeschützt und verletzlich, in der Bereitschaft, sich loszulassen und hinzugeben. So nur kann Gottes Liebe auch weiter gegeben werden: personal, von einem Menschen zum anderen im Alltag der Welt. Darin besteht die Mission der Kirche.

Da findet dann beides zusammen, das „einfach bei Christus“ und das „einfach bei den Menschen“. Wer Jesus liebt, folgt ihm zu den Menschen. Einfach so, offen, ehrlich und unverstellt. Einfach im Sinne von „wo dein Herz ist, da ist dein Schatz“. Ganz und einfältig. Wie der Bauer im Gleichnis, der in seiner Freude über den gefundenen Schatz bereit ist, alles, was er hat, her zu geben. Das „einfach“, auf das Martin Luther die Kirche gegründet sieht. Einfach Jesus, SOLUS CHRISTUS. „Einfach“, weil ER uns gnädig und liebevoll begegnet. Einfach, indem wir seiner



■ *Da findet dann beides zusammen: das „einfach bei Christus“ und das „einfach bei den Menschen“. Wer Jesus liebt, folgt ihm zu den Menschen.*

Liebe im Glauben Raum schenken in unserem Leben. Einfach so, im Hören und Vertrauen auf sein Wort. Einfach, weil ER es sagt. Einfach Christus, einfach Liebe, Gottes Liebe.

Die Kraft der Reformation lag in der einfachen, aber klaren Orientierung auf Jesus Christus und die Menschen hin, für die Jesus die Kirche in seinen Dienst nimmt. Jesus Christus, nicht als Idee, sondern als der in unsere Welt geborene, der lebendige, der gekreuzigte und aufgestandene Herr.

Jesus und die Menschen, alle Menschen, so wie sie nun mal sind, sind die beiden der Kirche vorgängigen Wirklichkeiten. Auf beide ist sie gewiesen. Indem sie auf Ihn

angewiesen ist, ist sie auf jene hin gewiesen.

Beide, Christus und die Menschen, bestimmen ihre Wirklichkeit. Sie ist Kirche nur in Jesus Christus und in der Gemeinschaft der von Ihm zu Heiligen geliebten Menschen. Und sie ist Kirche nur, indem sie sich in dieses Dazwischen wagt, indem sie die Versöhnung lebt, die ihr durch ihn als ihrem Daseinsgrund gegeben ist. Einfach bei Christus, dem lebendigen Herrn als Mitte seiner Kirche, und einfach bei den Menschen, so wie sie sind, „Sünder und Sünderinnen“. Darin liegt ihre Sendung, ihre Mission. Das ist Kirche unter dem Kreuz, Kirche im Zeichen der Versöhnung, Kirche, die sich wagt auf Gottes Liebe hin. Kirche Jesu Christi.

Kirche außer sich

Gegenüber diesem „einfach bei Christus, einfach bei den Menschen“ ist alles Übrige nicht unwichtig, aber sekundär. Die Institutionalisierungen der Kirche; Ordnungen, Traditionen und Gewohnheiten; Formen und Formalismen; das, worin wir auch sonst noch kirchliches Heil oder Unheil heraufziehen sehen. „Einfach bei Christus, einfach bei den Menschen“ provoziert eine Phantasie und Kreativität, die das Gegebene immer wieder übersteigt, weil sie ja wesenhaft auf Selbstüberschreitung aus ist. Hin zu Gott und hin zu den Menschen auf dem Weg der Liebe.

Es ist der Weg heraus aus einer selbstgenügsamen Kirche, die erschreckend viel mit sich selbst beschäftigt ist. Es ist der Weg einer Kirche, die einfach lebt, was sie als das Geschenk des Evangeliums feiert; nämlich dass uns durch Jesus Christus Gemeinschaft mit Gott geschenkt ist, und zwar in einer so

unmittelbaren Weise, dass Gott an unserem Leben teilnimmt – und wir eingeladen sind, an seinem Leben teilzuhaben.

Es ist Gottes Weg, ein einfacher und schlichter, aber eben darin nicht billiger Weg. Der Weg der Liebe Gottes, zu dem Jesus Christus seine Kirche immer wieder neu heraus fordert. Er rief zu Zeiten des Franz von Assisi, er rief zu Zeiten Martin Luthers, und er ruft heute. Er ruft die Kirche unter sein Kreuz als ihrem Maß. Gut beraten sind wir als evangelische Kirchen, uns an diesem einfachen Maß neu messen zu lassen und zu orientieren – gerade unterwegs hin zum Lutherjahr 2017, auf der Suche nach dem Glutkern unserer reformatorischen Identität. ■

Christoph Nötzel

ZUM AUTOR



Christoph Nötzel,
52, Wuppertal
Landespfarrer
Amt für Gemeinde-
entwicklung und
missionarische Dienste (gmd) der EKIR

So wie Jesus war, hat ihn keiner gewollt

Überlegungen zu
Gottesferne
und Menschennähe



Menschen sind menschenah. Menschen sind gottfern. Jesus ist gekommen, um die Gottferne der Menschen zu heilen. Wenn die Gottferne behoben ist, werden Menschen auf neue Weise menschenah. Diese Aussagen klingen zwar etwas vereinfachend, sind aber wohl kaum grundsätzlich falsch. Überhaupt: Die Darstellung von Glaubensinhalten, wie wir sie in Dogmatiken finden und wie ich sie mit guten Gründen im theologischen Unterricht lehre, ist zumeist auch nicht grundsätzlich falsch, sondern (viel öfter als unterstellt!) grundsätzlich korrekt. Aber eben auch nur korrekt und wenig lebendig. Von Otto Michel (1903–1993) erhielt ich auf die Frage, was das Judentum denn zu dieser oder jener Frage lehre, die schroffe und zugespitzte Antwort: „Das Judentum kennt keine Dogmatik. Das Judentum ist ein Gespräch.“

Wer war und wer ist Jesus Christus, was hat er getan und was tut er? Das christologische Dogma antwortet darauf zu Recht mit denkmöglichen, denknötigen und schriftgemäß-systematischen Aussagen. So ist zu lehren von Christi Person (wahrer Mensch und wahrer Gott), von seinem Werk (König, Priester, Prophet) und von seinen Ständen (Erniedrigung und Erhöhung). Immer wieder gab es auch Versuche, bei Achtung der dogmatischen Tradition von Jesus Christus in dynamischeren Aussagen zu sprechen als es die aus dem griechischen Denken entlehnte theologische Begriffssprache leisten kann. So nannte schon vor Jahrzehnten der niederländische Dominikaner Edward Schillebeeckx sein großes Jesus-Buch im Untertitel „Die Geschichte von einem Lebenden“.

Von dem Berliner Systematiker Johannes Wirsching (1929–2004) habe ich den Satz „So wie Jesus

war, hat ihn keiner gewollt“. Was zunächst wie eine hingeworfene Floskel lautet, erweist sich bei genauerem Nachdenken als eine kluge systematische (oder eben auch un-systematische) Formel.

Störfall Jesus

Jesus stört das System. Er war anders als die damals auf den Messias Wartenden ihn gewollt haben. Er war aber auch anders als das Bild, das seine eigenen Freunde sich von ihm vereinnahmend gemacht haben. Er blieb anders gegenüber den Erwartungen, aber auch den Befürchtungen seiner damaligen Zeitgenossen. Und natürlich ist er anders als es die kirchlich-systematische Theologie in ihre (notwendigen) Lehrsätze presst. Und erst recht anders als es die in Bahnhofsbuchhandlungen zu erwerbenden angeblich kritischen (aber oft so banalen) Jesus-Bücher einem suchenden Publikum suggerieren. Zum Glück gibt es auch heute Jesus-Bücher, die seine Geschichte als Störfall für die menschlichen Einordnungsversuche beschreiben, zum Beispiel (um nochmals einen Katholiken zu erwähnen), das zweibändige Werk von Joseph Ratzinger (Benedikt XVI).

Die beste Quelle für diese Darstellung des Lebens Jesu, den so keiner gewollt hat und will, sind die erzählenden Texte des Neuen Testaments. Narrative Theologie ist etwas ganz anderes als ausschmückende, manchmal eher peinliche Ausschmückung der Jesus-Geschichte in unseren Predigten. Narrative Theologie ist im tiefsten dialektische Theologie, auch wenn diese Begriffe normalerweise nicht in einem Atemzug genannt werden.

Unter dialektischer Theologie verstehe ich in diesem Zusammen-

hang, dass eingefahrene Begriffe immer noch einmal wahrzunehmen, zu reflektieren, unter Umständen gegen den Strich zu bürsten und in Beziehung zu gegensätzlich scheinenden zu stellen sind. Aber nicht aus einer theologischen Spitzfindigkeit heraus, sondern aus der Beobachtung von Spannungen, die sich bei genauer Lektüre der neutestamentlichen Texte geradezu aufdrängen. Von Jesus darf man eben nicht nur in einem Satz sprechen.

Menschen sind menschenah. Menschen sind gottfern. So richtig diese eingangs genannten Sätze sind, so sehr sind sie auch umgekehrt zu formulieren. Menschen sind menschenfern. Menschen sind gottnah. Das ist zunächst noch nachvollziehbar. Erst die Zuspitzung zeigt die Provokation, wenn nämlich der Begriff „Mensch“ differenziert wird und wir zwischen Menschen in der Nähe Jesu („Christen“) und Menschen fern von Christus („Nichtchristen“) unterscheiden. Hier also die Zuspitzung: Christen sind menschenfern. Nichtchristen sind gottnah.

■ *Menschen sind menschenah. Menschen sind gottfern. Jesus ist gekommen, um die Gottferne der Menschen zu heilen.*

Eine biblische Modell-Erzählung: Bartimäus

Da sitzt Bartimäus am Rand der Straße (Markus 10,46–52). Drei Probleme hat er. Er ist blind. Er ist ein Bettler. Er ist nicht auf dem Weg. Er ist also fern, quasi ein „Nichtchrist“. Aber er ruft, genauer er schreit: „Jesus, Du Sohn Davids, erbarme dich über mich.“ Ein besonders christologisch qualifizierter Schrei ist dies nicht. Stehen nicht andere Hoheitstitel für Jesus zur Verfügung? Und doch ruft er – später sogar noch lauter und intensiver. Er hat gehört, dass Jesus kommt. Glaube kommt aus dem Hören. Die Kenntnis des Bartimäus mag gering sein, aber er vertraut, dass das Gehörte zur Realität werden kann. Er benutzt die Sprache, die ihm zur Verfügung steht. Er hat noch keinen Glaubenskurs absolviert. Sein Schrei ist ein Glaubensbekenntnis in Form eines Kyrie. „Wir sind Bettler, das ist wahr“ (Martin Luther auf dem Sterbebett). Damit ist Bartimäus, dem Gott doch ohnehin nie fern war, auch aufgrund eigenen Bekenntnisses gottnah geworden.

Allerdings bekommt er neben seinen drei vorhandenen jetzt noch ein viertes Problem. „Sie bedrohten ihn, er solle stillschweigen.“ Von wem geht solche Bedrohung aus? Von den Menschen in der Nähe Jesu, von den gottnahen Begleitern, von den Jüngern, von den „Christen“, die sich jetzt allerdings als ziemlich menschenfern erweisen, zumindest wenn es um einen Menschen jenseits des eigenen Weges handelt. Die Situation ist „pervers“. Der Blinde ist bereits sehend, obwohl es in seinen Augen noch schwarz ist. Die Sehenden in der Nähe Jesu sind blind, obwohl sie doch Jesu vorherige Taten gesehen hatten. Der „Nichtchrist“ ist durch sein Bekenntnis gottnah. Die

■ *Wo gibt es vorsichtige, vielleicht noch unorthodoxe Glaubensbekenntnisse von angeblich „Gottfernen“ in unserer näheren oder weiteren Umgebung?*

„Christen“ sind durch die Abwehr des Bartimäus-Bekenntnisses menschenfern – möglicherweise sogar gottfern.

So wie Jesus war, hat ihn keiner gewollt. Jesus – so könnte man weiter erzählen, wenn man um den biblischen Bericht noch nicht wüsste – wendet sich nun dem gottsuchenden Bartimäus zu, legt ihm die Hände auf und heilt ihn auch noch körperlich. Den Menschen in seiner Nähe hingegen erteilt er einen Ruffel und signalisiert, die Dinge künftig lieber selber in die Hand nehmen zu wollen.

Jesus ist anders: Zum Glück!

Aber Jesus ist anders. Er wendet sich in dieser Geschichte keineswegs zuerst dem gottsuchenden Randsiedler zu, sondern den menschenfernen und damit auch in die Gottferne geratenen eigenen Wegbegleitern. Ihnen gilt sein Wort: „Ruft ihn her“. Ihnen gilt die neue Beauftragung. Ihnen, den vermeintlich Sehenden, die doch so blind sind, wird der Auftrag erteilt, einen Blinden, der in Wirklichkeit schon sehend wurde, zu Jesus zu rufen. Den Menschen in der Nähe Jesu gilt nicht nur dieser Auftrag. Sie bekommen auch die notwendigen Worte, die wie ein kurzer missionarischer Katechismus sind.

■ **„Sei getrost“:** Also Evangelium vor Gesetz. Also Rückgriff auf prophetische Sprache (Jesaja 40,1; Zephanja 3,16; Sacharja 8,15). Also eschatologischer Trost.

■ **„Steh auf“:** Also ein Satz von dem Auferstandenen. Also kein Appell an eigenes Aufstehvermögen (vgl. Markus 1,32; 2,11; 5,41; 9,27). Also Rede vom Auferstehen des neuen Menschen (Römer 5).

■ **„Er ruft dich“:** Also nicht „Wir rufen dich“. Also kein Satz der Gemeinde, den sie von sich aus hätte. Also Rückgriff auf die prophetische Sprache von Jesaja 40,1. Also ein Signal, dass die Gemeinde ihre Beauftragung neu annimmt und neu definiert.

Und die körperliche Heilung ...?

Ach ja, dann wird ja Bartimäus auch noch körperlich geheilt und gewinnt sein äußerliches Augenlicht wieder ...

Aber über körperliche Heilungen gibt es auch genügend andere Erzählungen. Ich frage, ob man diese Geschichte, die ich nur exemplarisch herausgreife, unbedingt immer nur unter dem Aspekt körperlicher Heilungswunder lesen muss. Geht es nicht auch um das Thema „Heilung der blinden Gemeinde“ und damit um einen ekklesiologischen und missionstheologischen Horizont?

Liest man unter diesem Gesichtspunkt einmal das Neue Testament, entdeckt man eine Reihe anderer Geschichten mit ähnlicher Zielrichtung. Menschen in der Nähe Jesu hatten immer wieder ihre Schwierigkeiten mit denen, die angeblich weiter außen waren. Der Gichtbrüchige kann nicht zu Jesus wegen der Menge der auf Jesus Hörenden. Den Frauen und Kindern wird der Zugang zu Jesus durch die Jünger versperrt. Der heimkommende ehemals verlorene Sohn trifft auf den daheimgebliebenen verlorenen Bruder, der hoffentlich auch noch merkt, dass er wiedergefunden wird.

Vorsichtige Glaubensbekenntnisse als solche würdigen!

Die Anwendung auf die Gegenwart liegt auf der Hand. Wo gibt es vorsichtige, vielleicht noch unorthodoxe Glaubensbekenntnisse von angeblich „Gottfernen“ in unserer näheren oder weiteren Umgebung? Wie reagiert die sich in Gottnähe und Menschennähe wählende Gemeinde?

Vor allem: Welche Rolle spielt in dem Ganzen der Jesus, den keiner so haben wollte, wie er ist? Er überwindet die menschlichen Einteilungsversuche von „Dinnen“ und „Draußen“. Er definiert neu, was fern und nah ist. Er stört die Systeme – sowohl der Gottsucher als auch der Evangeliumsverwalter.

Schließlich: Jesus kritisiert nicht, aber begnügt sich auch nicht damit, dass die Leute nur vom Hörensagen her ihre Erst-Glaubensbekenntnisse bilden. Sondern er gibt seinen menschenfernen Wegbegleitern Worte, die andere Menschen aus ihrer wirklichen oder vermeintlichen Gottferne befreien sollen: „Sei getrost. Steh auf. Er ruft dich.“ ■

Burkhard Weber

ZUM AUTOR



Pfarrer Burkhard Weber, geb. 1954 in Berlin, Ausbildung zum Tageszeitungs-Redakteur, Theologiestudium und Gemeindedienst, Wiss. Mitarbeiter an der Uni Bochum, seit 1986 Dozent, seit 1995 Direktor der Evangelistenschule Johanneum Wuppertal. weber@johanneum.net; www.johanneum.net

Biblische Anstöße:

Provizierend nah – Jesu Salbung durch die Sünderin

Lukas 7, 36–50

Im Lukasevangelium werden Begegnungen zwischen Jesus und sehr unterschiedlichen Menschen beschrieben. Angesehene, bedeutende Persönlichkeiten gehören dazu – aber auch unbekannt, namenlose Menschen. Auffällig ist: Jesus nimmt sich Zeit für den einzelnen. Die Begegnung mit Jesus bewirkt Veränderungen, die vorher unmöglich schienen. Immer wieder gibt es großes Staunen, Verwunderung und Ärger über das Verhalten Jesu gegenüber denen, die keine Lobby haben. Er durchbricht bestehende Konventionen. Einige exemplarische Bibeltexte sollen das verdeutlichen:

Jesu Salbung durch die Sünderin

Eine Geschichte von einer Lebenswende, wo niemand sie vermutet, wo Hopfen und Malz verloren ist. Jedenfalls nach landläufiger Meinung.

Da hat der ehrbare Bürger Simon Jesus von Nazareth zu einem Gedankenaustausch in sein Haus gebeten. Mit anschließendem Abendessen. Alles höchst stilvoll. Und dann ein unerwarteter, unerhörter, fast peinlich zu nennender Zwischenfall. Irgendwie hat sich eine Frau Zutritt zu der illustren Runde verschafft. Niemand wäre überhaupt auf die Idee gekommen, sie einzuladen. Selbstverständlich auch Simon nicht. Er kannte schließlich auch ihren Lebenswandel. Und machte einen Bogen um sie. Nun aber ist sie da.

Kaum ist sie in Jesu Nähe, da laufen ihr Tränen über das Gesicht. Sie merkt gar nicht, wie peinlich das Ganze ist. Mit ihren Tränen wäscht sie Jesu Füße, mit den Haaren trocknet sie sie. Und dann salbt sie sie mit teurem Öl.

Jesus lässt die Frau gewähren. Er unterbricht ihr Weinen nicht. Er hält den Ausbruch ihrer Gefühle aus. Und dieser Gefühlsausbruch ist so etwas wie ein Gebet ohne Worte.

Man weint heute nicht in der Öffentlichkeit. Man bewahrt Haltung. Dabei können Tränen uns erleichtern, wenn sie denn fließen und all das mit herauschwemmen, was sonst so fest- und verborgen gehalten wird. Aber Tränen machen auch hilflos. Wenn jemand vor uns weint, ist es schwer auszuhalten. Wenn jemand so schutzlos sein Innerstes preisgibt, möchte man etwas Tröstliches sagen. Beruhigend soll es sein – und dami die Lage verändern. Schnell werden heute Tränen blockiert. Dabei müssen sie geweint werden, sonst werden wir steinern.

Ja, es sind wohl auch nicht nur Tränen, die fließen, weil die Frau so bedrückt ist.

Es mischen sich Freudentränen hinein. Da ist einer, der sie nicht schief ansieht oder seine Absichten mit ihr hat. In seiner Nähe fügt sich zusammen, was in ihrem Leben zerbrochen ist und sie kaputt gemacht hat. Die Frau wendet sich Jesus zu, schenkt ihm ihre Liebe. Noch hat er nichts gesagt, und doch hat sie schon Vergebung erfahren: das Leben öffnet sich ihr. Gott öffnet es.

Und Simon? Ihm ist das Ganze peinlich. Eine Frau hier – und dann noch so eine. Und erst ihr Benehmen. Wie kann er sie am besten loswerden? Er ärgert sich, dass Jesus sich die Freundlichkeiten dieser Frau auch noch gefallen lässt. Aber er sieht nur auf die Vergangenheit dieser Frau. Er traut Gott und dieser Frau nicht zu, dass es Wandlungen gibt. Dass das Leben nicht nur in den eingefahrenen Gleisen weiterläuft. Simon vergisst, dass er selbst einer ist, der ganz und gar verloren



wäre ohne das heilende Erbarmen Gottes. Auch ihm muss vergeben werden. Hart und kalt geht es unter uns zu, wenn wir uns gut fühlen, weil wir uns vergleichen mit Leuten, deren Fehler offenkundiger sind als unsere.

„Dir sind deine Sünden vergeben“, sagt Jesus. Ein Satz, der die Gegenwart hell macht. Es ist gut, denn Gott ist dir gut. Er schreibt dich nicht ab. Du bist nicht nur festgelegt durch das, was gewesen ist. Gott, der reich ist an Erbarmen, wird dich begleiten. ■

Birgit Winterhoff

Mission als Lebensstil



Als Nachfolger Jesu sind alle ChristInnen Gesandte Gottes für andere Menschen. Jesus sagte: „Friede sei mit euch. Wie der Vater mich gesandt hat, so sende ich euch“ (Joh 20,21). Sie nehmen an der „Missio Dei“ teil, um deren Konkretion, Kontinuität und Nachhaltigkeit zu ermöglichen. Durch Jesus Christus macht Gott die Menschen zu Partnern und Mitarbeitern (1 Kor 3,9) in seiner Mission. Das ist eine große Ehre und Wertschätzung der Menschen, eine Gnade Gottes, die Freude und Dankbarkeit auslöst und die Bereitschaft und Leidenschaft, im Namen Gottes zu gehen. Durch ihre ansteckende Wirkung soll diese Haltung auch bei anderen Menschen gefördert werden. So wird die Mission Gottes zu einem Lebensstil, einem Lebensinhalt.

Die Betrachtung des Menschen in einer sich kontinuierlich verändernden Welt stellt nicht nur die Frage nach der Verkündigungsweise und nach dem Kirchenbild, sondern auch die Frage nach dem Lebensstil der Haupt- oder Ehrenamtlichen, die die Mission Gottes fortführen sollen. Von Gott gesandt zu werden, führt zur Frage nach dem Lebensstil. Wird das Leben eines Christen oder einer Christin durch die Mission geprägt, verwandelt die Mission die Identität, die Wertorientierung, die Handlungsfähigkeit, den Sinn und die Finalität des Menschen.

Die Mission Gottes schafft unter anderem zwei Identitäten; nämlich den „Geh-Lebensstil“ und den „Dranbleiben-Lebensstil“. Zum ersten gehört das Bild des Boten (2 Kor 5,18–19), während der zweite mit dem Bild des Fischers der Menschen (Mt 4,19) verglichen wird. Beide arbeiten intensiv mit der Freude. Bei der Verkündigung der Botschaft entsteht Begeisterung.

■ *Die Mission Gottes schafft unter anderem zwei Identitäten; nämlich den „Geh-Lebensstil“ und den „Dranbleiben-Lebensstil“.*

Gehen und Dranbleiben sind zwei Haltungen, die die missionarische Kultur der Christen und Christinnen bestimmen sollen, die in Gott selbst durch den Heiligen Geist ihre Kraft schöpfen, um ihr Umfeld durch Verkündigung und durch Handeln zu beeinflussen. Darum bleibt das Gebet in und für die Mission einer der wichtigen Schlüssel des Erfolgs. Gesandt in eine Welt, mit ihren vielfältigen Dimensionen und Herausforderungen, gelingt die Mission nur durch die Verbindung zwischen Gott, dem Ursprung der Mission, den Menschen und der ganzen Welt (Schöpfung). Dieses Verbindungselement ist Gottes Gnade und sein Vertrauen in die Menschen, die diese Mission umsetzen. Dass Gott die Menschen gerufen hat, Teil seiner Mission zu sein, ist ein Ausdruck seiner Liebe. So bleibt die Liebe Gottes das A und O der Mission: Die Erfahrung der Liebe Gottes und ihrer verändernden Kraft sollen dazu führen, dass man „Ja“ zu Gott sagt, um diese Liebe an andere Menschen und an die ganze Schöpfung weiterzugeben.

Weil Gott sich durch Jesus Christus den Menschen und seiner ganzen Schöpfung geöffnet hat und er in Kontakt mit ihnen getreten ist, sollen diejenigen, die an Gott glauben, nicht mehr im „Schneckenhaus“ leben, sondern in Gott Kraft und Inspiration schöpfen, um nach draußen zu gehen. Missionarische Haltung heißt

in diesem Sinne: „für die anderen da zu sein und für sie zur Verfügung zu stehen“. Sich zu öffnen, wie Gott es getan hat, heißt auch, dass die Welt eine besondere Bedeutung hat. Sie wird nicht mehr als bedrohliches Umfeld wahrgenommen, dem man entfliehen muss, sondern sie wird als Raum der missionarischen Arbeit ernst genommen. Die ganze Welt gehört Gott. Das heißt, dass es keinen Bereich gibt, der aus der Mission Gottes ausgeschlossen ist. Mission soll überall geschehen, auch dort, wo es keine Kirche gibt. Die Politik, die Wirtschaft und andere Bereiche der Gesellschaft werden durch die dort tätigen Christen und Christinnen, die Träger des Auftrags Gottes sind, zu Orten, an denen Gottes Gegenwart und Liebe zu erfahren sind. Es geht hier nicht um die Frage nach dem Alter, dem Geschlecht, der sozialen Herkunft, etc. Alle sind von Gott berufen und mit Gaben befähigt, um zu den Menschen zu gehen und die Frohe Botschaft des Reichs Gottes zu verkündigen und die Erfahrung der Liebe Gottes zu ermöglichen.

Viele Aufgaben, aber eine Mission ...

Samstags um 8.00 Uhr findet ein Gottesdienst im größten Gefängnis Kinshasas statt. Ich bin eingeladen worden, die Predigt zu halten. 40 Frauen der Frauenhilfe meiner

Gemeinde wollen mich dorthin begleiten. Ich mache sie mit den existenziellen Problemen der Gefangenen bekannt, nämlich Mangel an Nahrungsmitteln, Kleidung und Geld, schlechte Gesundheitsvorsorge, Einsamkeit. Einige der Gefangenen wissen nicht, warum sie verhaftet wurden oder wie lange sie bleiben müssen. Mit Begeisterung und Liebe sammeln die Frauen der Gemeinde Geld und kaufen dringend benötigte Dinge. An dem besagten Tag werden wir am Haupteingang von den beiden Gefängnisseesorgern erwartet. Nach Abschluss aller Formalitäten, um das Gefängnis betreten zu können, bekennen sich einige Polizisten als Christen und Christinnen und fragen uns nach Bibeln, damit sie das Buch der Bücher während ihrer Dienstzeit lesen können.

Als wir eintreten, scheint die Stimmung feierlich zu sein. Wir hören von Ferne Klänge von Trommeln und Gesängen. Hunderte Menschen warten gespannt auf uns und den Gottesdienst, der draußen auf dem Gefängnisgelände stattfindet. Dieser ist missionarisch ausgerichtet, mit dem Ziel, die Liebe und die Nähe Gottes zu allen Menschen, insbesondere zu Gefangenen in ihrer besonderen Situation darzustellen und erfahrbar zu machen. Gleichzeitig soll er zeigen, dass diese Botschaft der Liebe auch die Gerechtigkeit Gottes umfasst. Der Gottesdienst ist fröhlich und eine wirkliche Feier. Wir beten zusammen und bilden eine sichtbare Gemeinschaft vor Gott. Danach ist Zeit für persönliche Gespräche zu zweit oder zu dritt. Wir sprechen mit den Gefangenen auf gleicher Augenhöhe. Sie werden respektvoll behandelt und öffnen sich uns, um über ihre Situation zu reden. Dies ist eine Gelegenheit, die Liebe Gottes konkret zu erleben,

die Botschaft der Hoffnung und der Versöhnung zu erfahren – Versöhnung mit Gott und mit den Menschen. Einige Gefangene hatten Briefe vorbereitet, um uns um Hilfe und Unterstützung zu bitten. Diese Briefe sind für Behörden oder die Lobbyarbeit bestimmt.

So kamen an einem Tag drei Dimensionen der Mission zusammen: die Verkündigung durch den Pfarrer und durch die Frauen, die in kleinen Gruppen persönliche Gespräche führten; die Diakonie, das „Evangelium mit Händen“, durch das Verteilen der Spenden und die prophetische Stimme durch die Lobbyarbeit bei Behörden, um die Lage der Gefan-

■ *Die Botschaft Jesu hat mit dem Leben der Menschen zu tun. Im Kontext der Gefangenen heißt das, die Verkündigung gibt ihnen Orientierung in ihrer Situation.*

genen zu verbessern. Hier zeigt sich klar, dass Verkündigung, Diakonie, Sozial- und Menschenrechtsarbeit nicht zu trennen sind.

Die Botschaft Jesu hat mit dem Leben der Menschen zu tun. Im Kontext der Gefangenen heißt das, die Verkündigung gibt ihnen Orientierung in ihrer Situation. Was bedeutet Gott für die Gefangenen? Was bedeutet die Liebe Gottes, wenn man von den Menschen isoliert ist?

Dass sich so viele Frauen bereit erklärt hatten, mit mir zum Gefängnis zu gehen, war Ausdruck ihres Glaubens an Gott, der sie mit einem bestimmten Auftrag zu den Gefangenen sendete. Sie nutzten die sich bietende Gelegenheit, um sich missionarisch zu engagieren. Diese Haltung bestimmt und verändert das Leben eines Menschen. Aus „was soll ich machen, um meine Ziele zu erreichen“ wird „was soll ich machen, um die Ziele Gottes für die Menschen und die Schöpfung zu erreichen?“ Wo, wann und wie werde ich gebraucht, um diese Ziele zu erreichen?

Die Antwort auf solche Fragen schafft eine neue Mentalität und bildet ein neues Bewusstsein, denn die Mission wird ins Leben integriert und zu einem Teil des Lebens. Die Mission gehört für diese Frauen selbstverständlich zu ihrem Wesen als Christinnen.

Ein „Evangelium in Wort und Tat“ beeinflusst die zwischenmenschlichen Begegnungen. Man sendet eine gute Botschaft, die am Ende bei den Menschen wirkt und sie zu Gott führt.

Um andere Menschen zu Gott zu führen, muss man mit Leidenschaft und Begeisterung des Gesandten das Herz der Menschen berühren und sie so überzeugen. Jeder Mensch ist von Gott geschaffen. Er soll mit

Liebe und Würde betrachtet werden. Denn Jesus Christus ist für die Menschen gestorben und auferstanden. Die Mission im Namen Gottes wird zu einer Würdigung sowohl des Gesandten, als auch der Menschen, zu denen er gesandt wird. Diese Betrachtung befreit von der Angst, anderen zu begegnen und über Gott zu reden. Die Gefahr besteht, dass man versucht „einfache Wege“ zu finden, das heißt, dass man dort missionarisch tätig wird, wo kein Widerstand zu erwarten ist. Die Herausforderung liegt aber in der Bereitschaft, auch Menschen in der unmittelbaren Umgebung, mit denen man täglich zu tun hat, in der Familie, der Nachbarschaft, wo man arbeitet, etc. anzusprechen.

Die Barmherzigkeit der Gesandten bewirkt, dass die Mission zur Wahrnehmung der Bedürftigen führt. Jesus Christus sieht die Menschen wie sie sind, ihre Bedürfnisse und ihre Lebenssituation. Wenn aber die Menschen, die die Erfahrung der Barmherzigkeit Gottes gemacht haben, nicht zu denen gehen, die sie brauchen, dann werden sie selbst zum Hindernis. Die missionarische Haltung darf nicht schon an die Ablehnung oder den Widerstand der anderen denken, sondern sie versucht immer, sich in die Lage des anderen zu versetzen und zu erfassen, welche Bedürfnisse vorliegen, damit durch das Wort Gottes oder durch Taten geholfen werden kann. Letztendlich ergibt sich daraus eine Erfahrung der Freude, die durch die Begegnung im Namen Gottes ausgelöst wird

Eine missionarische Haltung heißt auch zu erkennen, dass man von Gott etwas bekommen hat, was man weitergeben soll.

Als Missionare sind ChristInnen die „WeitergeberInnen“ eines

■ Eine missionarische

Haltung heißt auch zu

erkennen, dass man von

Gott etwas bekommen

hat, was man weitergeben

soll.

wichtigen Schatzes; der Schatz des Evangeliums in seinen vielfältigen Dimensionen. Statt diesen Schatz zu bewahren, soll er weitergereicht werden, um so die Menschen und die Welt zu bereichern.

In Menschen investieren, um sie für Christus zu gewinnen

„Was du vor vielen Zeugen von mir gehört hast, das vertrau zuverlässigen Menschen an, die fähig sind, auch andere zu lehren“ (2 Tim 2,2 – Einheitsübersetzung).

In der Mission braucht man keinen Champion, sondern zuverlässige Menschen, die bereit sind, mit anderen zu arbeiten, um diese für die Mission zu begeistern und zu befähigen. Die Befähigung geschieht durch die Aus- und Fortbildung, die auf der Berufung und der Entdeckung der eigenen Begabungen basiert. Deswegen soll Mission als Lebensstil verstanden und gelebt werden. Man muss in die Qualifizierung der Menschen nach ihren Begabungen und missionarischen Interessen investieren. Durch diese Haltung hat die Mission in ihrer „Weitergabe“ die Chance, ihre Nachhaltigkeit zu sichern.

Zu anderen zu gehen, um die Frohe Botschaft Gottes weiterzutragen, schafft Brücken zwischen Menschen und bewirkt, dass die Mission langsam den Glauben aus

der privaten Sphäre zu einer gemeinschaftsstiftenden Kraft führt. Nicht nur die Verkündigung allein zählt, ebenso wenig wie nicht nur die Taten zählen, sondern es werden beide benötigt. Die Taten geben dem Wort Substanz, und das Wort bildet die Basis für die Taten. Ich engagiere mich z.B. für die Gerechtigkeit und den Frieden, denn ich glaube an Gott, der gerecht ist. Dies braucht eine klare Überzeugung von Gott, dem Schöpfer aller Dinge und Vater aller Menschen in Jesus Christus. Diese Überzeugung kann auch zur Verantwortung für die ganze Schöpfung, z.B. durch Engagement im Umweltschutz und den Kampf gegen den Klimawandel führen. Anders gesagt: der Glaube an Gott, den Schöpfer, führt zum Engagement für die ganze Schöpfung, aber gleichzeitig führt die Übernahme von Verantwortung für die Schöpfung zu Gott, dem Schöpfer. ■

Dr. Jean-Gottfried Mutombo

ZUM AUTOR



Pfarrer Dr. Jean-Gottfried Mutombo, 47 Jahre, verheiratet, Vater von 4 Kindern, geboren in Manono, Demokratische Republik

Kongo, 1986 Ordination in Kinshasa, 2008 Promotion (Altes Testament) an der Universität Lausanne, Schweiz.

Dr. Mutombo ist ein gefragter Gesprächspartner in Menschenrechtsfragen. Er war in verschiedenen Funktionen für die Kirche im Kongo und im Ausland tätig. Seit 2011 bekleidet er das Referat „Evangelisation“ im Amt für missionarische Dienste der Evangelischen Kirche von Westfalen.

Auf die Herzenshaltung kommt es an



Die Zukunft des Protestantismus in Europa wird davon abhängen, ob wir uns getrauen, den Wandel von einer „Kirche des Wortes“ zu einer „Kirche des Herzens“ zu vollziehen.

Keine Sorge: Ich möchte mit diesem Satz nicht hinter die Errungenschaften der Reformation zurück. Für mich ist völlig unbestritten, dass die Heilige Schrift die unverrückbare Grundlage des christlichen Glaubens ist. Genau gesagt: Jesus Christus ist das Fundament der Kirche, aber von ihm erfahren wir in erster Linie durch das Wort der Bibel. Eine Kirche, die sich auf etwas anderes gründen wollte, wäre auf Sand gebaut.

Und doch hat die Geschichte der letzten 500 Jahre gezeigt, dass es

nicht genügt, dass wir uns einseitig als Kirche des Wortes verstehen. Diese Platzanweisung der Reformatoren hat viel Gutes bewirkt: Sie hat den christlichen Glauben vom Kopf auf die Füße gestellt, sie legte die Grundlage für eine verantwortungsvolle protestantische Theologie und hatte enorm positive Auswirkungen auf Sprache, Bildung, und Kultur unserer Gesellschaft. Dahinter sollten wir nicht zurückfallen. Auf der anderen Seite müssen wir konstatieren, dass das Selbstverständnis der evangelischen Kirche als „Kirche des Wortes“ einer verhängnisvollen Intellektualisierung des christlichen Glaubens Vorschub geleistet hat. Wir sind in hohem Maße zu einer „Kopfkirche“

geworden. Von früh auf wird uns im Religions- und Konfirmandenunterricht vermittelt, dass der christliche Glaube etwas mit „Lernen“ zu tun hat. Gemeint ist dabei aber nicht jenes ganzheitliche Lehren und Lernen, wie Jesus es mit seinen Jüngern praktizierte, sondern eines, das in erster Linie auf Kopfwissen zielt. Aus dem Auftrag Jesu: „Lehret sie halten“ haben wir unter der Hand ein „Lehret sie“ gemacht. Entsprechend wird auch in den sonntäglichen Predigten überwiegend der Verstand angesprochen. Entsprechend sitzen in unseren Gottesdiensten und Gremien vorherrschend Vertreter/innen des Bildungsbürgertums. Das alles ist nichts Schlechtes und vor allem meilenweit besser als der unaufgeklärte Glaube des Mittelalters. Das Problem ist nur: Wir denken – wie Dietrich Bonhoeffer einmal gesagt hat – so viel über den Glauben nach, dass wir das Nachdenken über den Glauben schon für Glauben selbst halten. Glaube aber findet im Herzen statt oder es ist kein Glaube. Dass es gut ist, wenn Herz und Verstand miteinander kooperieren, will ich überhaupt nicht in Abrede stellen. Aber immer, wenn es um Glaube, Liebe oder Hoffnung geht, kann der Kopf das Herz nicht ersetzen. Ich finde den Beitrag gut, den wir als evangelische Kirche zur allgemeinen Bildung leisten. Aber wir dürfen darüber die Herzensbildung nicht vergessen.

Bitte meinen Sie nicht, dass ich mit dem Finger auf andere deute. Ich rede durchaus auch von mir selbst. Ich bin promovierter Theologe und Buchautor, das heißt Verstandesmensch durch und durch. Dazu stehe ich und habe auch kein Problem damit. Aber entsprechend verkopft waren meine Predigten in den ersten Jahren meines Pfarrdienstes. Bis mir irgendwann mal jemand sagte: „Wir

sehen in deinen Predigten viel von dem, was in deinem Kopf vor sich geht, aber wenig von dir selbst!“ Das irritierte mich. Meine Gedanken – das war doch meine Welt, oder? Und die Fähigkeit, diese in ansprechender Form präzise auf den Punkt bringen zu können, hatte ich bislang immer als hilfreich angesehen (und mir viel Lob dafür abgeholt) – und plötzlich war das den Leuten nicht mehr genug? Hieß es im ersten Petrusbrief (4,10) nicht: „Dient einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat?“ Mein Kopf, das war doch die Gabe, die ich empfangen hatte! Ich war bestens ausgebildet und gedanklich geschärft durch mein Theologie- und Philosophiestudium. Warum wollten die Leute plötzlich mein Herz sehen?

So fing ich an, meine Predigten umzustellen. Die Menschen ein Stück in mein Leben schauen zu lassen. Ich begann, von Herzen zu reden und merkte, dass ich auf einmal die Herzen erreichte. Als ich nur vom Kopf her gesprochen hatte, hatte ich vor allem die Köpfe erreicht. Der Unterschied war mit Händen zu greifen. Was nicht bedeutet, dass meine Predigten gedanklich unpräziser wurden. Nein: Auf eine verantwortliche Theologie und intellektuelle Redlichkeit lege ich bis heute hohen Wert. Aber mir ist heute viel stärker bewusst, dass das Wort der Bibel unmittelbar aus dem Herzen Gottes kommt und darauf zielt, die Herzen der Menschen zu verändern. Und wenn ich ihm dabei helfen möchte, muss ich ihn zunächst zu meinem Herzen sprechen lassen und dann selbst von Herzen sprechen. Dann kann, ja soll mein Kopf gerne helfen, das zu reflektieren und es über die bloße Emotion hinaus begreifbar zu machen. Das Herz ist nicht alles, aber ohne Herz ist alles nichts.

In meiner Landeskirche (Hessen-Nassau) bin ich heute für das missionarische Handeln in den Gemeinden und Kirchenkreisen verantwortlich. Auch das ist in erster Linie eine Herzfrage. „Mission“ kann so schnell ideologisch, fanatisch und rücksichtslos werden, wenn wir nicht ein Herz für die Menschen haben, denen wir die gute Nachricht von der Liebe Gottes in Jesus Christus ausrichten. *Man merkt an der Art des missionarischen Handels, ob es Gedanken und Ideologien sind, die uns treiben, oder ob wir anderen zeigen, was wir lieben (so die bekannte und schöne Definition des Wortes „Mission“ von Fulbert Steffensky).* Die große Frage ist bei Diakonie und Mission im Grunde genommen die gleiche: „Habe ich ein Herz für die Menschen?“ Bzw.: „Für welche Menschen habe ich ein Herz?“

Um das an einem Beispiel deutlich zu machen: Wir saßen vor einiger Zeit in großer Runde zusammen, um zu überlegen, wie man Menschen aus der so genannten Unterschicht oder mittleren Unterschicht mit dem Evangelium erreichen kann. „Wir“ – das waren im Wesentlichen ordentlich (aus)gebildete und gut situierte Pfarrfrauen und Pfarrer. Und die Leute aus den unteren Schichten

■ „Viel Kälte ist unter den Menschen, weil wir nicht wagen, uns so herzlich zu geben, wie wir sind.“

Albert Schweitzer

waren eben „die anderen“: die, die wir nicht erreichen. Im Verlauf des Gesprächs wurde mir in erschreckender Weise bewusst, wie viel sich seit den Tagen des Neuen Testaments geändert hat. Jesus war überwiegend von einfachen und ungebildeten Menschen umgeben. Und Paulus konnte seine Korinther noch fragen, wo sie denn seien: die ganzen Klugen und Weisen und Schriftgelehrten, und ob Gottes Kraft sich nicht gerade dadurch offenbare, dass er die Ungebildeten und Geringeren erwählt hätte. Eine genaue Umkehrung zu den heutigen Verhältnissen, wo wir fragen müssen: Wo sind die Armen und Verachteten? Wo sind die Huren und Zöllner, die Straßkinder, Kleinkriminellen und Säufer/innen in unseren Gemeinden? Wo sind die Menschen des so genannten Prekariats? Warum schauen sie lieber Hartz-4-TV oder gehen höchstens zu irgendwelchen Massenveranstaltungen bzw. irgendwohin, wo es etwas umsonst gibt, statt in unsere Gottesdienste, Gruppen und Kreise zu kommen?

Die Antworten, auf die wir in unserer Runde kamen, waren ebenso bedrückend wie bezeichnend. „Es sind eben bildungsferne Schichten.“ – „Es ist eine andere Kultur.“ – „Jemanden wie uns werden die nie akzeptieren. Wir grenzen uns allein schon dadurch aus, wie wir reden. Und wie wir uns kleiden. Und was für Lieder wir singen.“ – Und: „Menschen können nur ihresgleichen gewinnen. Es hat wenig Sinn, in fremden Milieus unterwegs zu sein, um die Leute dort für das Evangelium zu gewinnen.“ Was vermutlich alles gar nicht so falsch ist. Aber wenn es absolut stimmen würde, wäre dies der Tod jeder missionarischen Tätigkeit in anderen sozialen Schichten als den eigenen. Denn

Es gibt 50 Weisen zu beten ...

... davon ist Klaus Douglass überzeugt. Also macht er sich auf die Suche. Zunächst probiert er die „üblichen Verdächtigen“ aus – also Dank, Bitte, Bußgebet etc. Dann aber wagt er sich auch an ungewöhnliche Formen des Gebets: Er übernachtet in einer alten Klosterkirche, nimmt an einem Zen-Kurs teil, betet einen Rache psalm, tanzt das Vaterunser, singt in Zungen, malt – obwohl künstlerisch völlig unbegabt – eine Ikone oder pilgert auf den Sinai. Und entdeckt dabei, wie vielfältig, lebendig und leidenschaftlich das Gespräch mit Gott sein kann. – Ein ebenso vergnüglicher wie inspirierender Reiseführer durch die Welt des Betens!

Klaus Douglass: Beten – ein Selbstversuch. adeo-Verlag | ISBN-13: 9783942208529 | 320 Seiten | 14,99 EUR



die wenigsten von uns können auf eine ausgeprägte Vergangenheit als Rocker oder Drogensüchtige zurückschauen, und die Bildung und Kultur, die wir alle im Lauf unseres Lebens erworben haben, können wir nicht rückgängig machen.

Aber ist das wirklich notwendig? Während wir uns derart gedanklich im Kreise bewegten, merkte ich, dass das Kultur- und Bildungsargument sicherlich ein gravierendes, aber eben kein entscheidendes ist. Es handelt sich dabei um die ganz normale missionarische Herausforderung. Ein westlicher Missionar, der nach Afrika geht, steht im Grunde vor der gleichen Frage: „Wie richte ich das Evangelium an Menschen aus, die einen ganz anderen kulturellen Hintergrund haben, die eine völlig andere Sprache sprechen und die vielleicht nur über ein Minimum an Bildung verfügen?“ Sicherlich ist das schwierig, aber ist es unmöglich? Ich behaupte: Wenn wir ein Herz für diese Menschen haben, werden wir auch Wege finden, sie zu erreichen.

In diesem Zusammenhang fällt mir mein Schwiegervater ein, den ich ziemlich bewundere. Er hat es tatsächlich geschafft, in den Jahren nach der Wende inmitten einer Ostberliner Plattenbausiedlung eine Gemeinde von vielen hundert Menschen auszubauen, die überwiegend dem so genannten Prekariat entstammen. Wie hat er das gemacht? Hier könnte man viel über Methoden nachdenken: So hat er den Menschen günstig etwas zu Essen angeboten, verbunden mit sehr viel Beratungsarbeit in sozialen Fragen. Die Gottesdienste seiner Gemeinde waren modern mit einfachen, emotional ansprechenden Predigten. Und es gab viele Angebote geselliger Natur: Grillnachmittage, Ausflüge, Spiele, Feiern und Feste etc. Aber

ich glaube, das alles ist gar nicht so sehr der Punkt. Das Entscheidende ist, dass dieser Mann ein Herz für diese Leute hatte. Und immer noch hat. Er ist mittlerweile 76, längst pensioniert und bietet immer noch Kaffeenachmittage, Bibelstunden und Gottesdienste für Menschen an, die sich sonst in keine Kirche trauen. Was ich vergaß, zu erwähnen: Mein Schwiegervater ist ein überaus kluger, gebildeter Mensch. Und doch hindert ihn das nicht daran, mit Menschen aus eher bildungsfernen Schichten ins Gespräch über das Evangelium zu kommen. Und sie nehmen es ihm ab. Er hat ein gutes Wort, aber eben nicht nur Worte. Er tut auch viel für die Menschen, aber es sind auch nicht nur gute Taten. Er hat vor allem ein Herz für die Menschen. Und darauf kommt es an.

Natürlich gibt es inner- wie außerkirchlich einen kulturellen Graben zwischen dem Bildungsbürgertum und den so genannten unteren Schichten. Aber der ist nicht unüberwindbar. Die entscheidende

Frage ist, ob wir – die Vertreter/innen des gebildeten Protestantismus – ein Herz für diese Menschen haben. Und hier scheint mir der eigentliche Graben zu liegen. Die Menschen des so genannten Prekariats werden ihr Herz Christus erst zuwenden, wenn wir unser Herz ihnen zuwenden. Zugespielt formuliert: Nicht sie, sondern wir müssen uns erst mal bekehren.

Wenn ich oben die etwas provokante These aufgestellt habe, dass wir den Schritt von einer „Kirche des Wortes“ zu einer „Kirche des Herzens“ machen sollen, soll dies nicht das Wort abwerten. *Das Wort ist und bleibt die Grundlage unseres Glaubens, aber eben nicht das primär auf den Kopf zielende, sondern das von Herzen gesprochene und darum zu Herzen gehende Wort. Wir sind und bleiben nur dann wirklich „Kirche des Wortes“, wenn wir es lernen, „Herzworte“ zu sprechen, um mal einen neuen Begriff zu prägen.* Worte, wie sie Jesus sprach. Dann werden wir auch Antworten auf die Frage finden, wie wir bildungsferne Schichten mit dem Evangelium von Jesus Christus in Berührung bringen. Denn Menschen, für die wir ein Herz haben, werden wir auch erreichen. ■

Dr. Klaus Douglass

ZUM AUTOR



Dr. Klaus Douglass, Pfarrer und Autor, ist Referent für missionarisches Handeln und geistliche Gemeinde-

entwicklung im Zentrum Verkündigung der EKHN in Frankfurt.
www.zentrum-verkuendigung.de und
www.douglass.de

Menschen nahe sein – Menschen besuchen

Nähe verlangt nach Begegnung und Berührung. Den Weg zum Menschen haben sich Besuchsdienste ganz elementar zum Auftrag gewählt. In Gemeinden oder Krankenhäusern besuchen sie Menschen und suchen das Gespräch. Ganz einfach: ein kurzes Hallo, ein freundliches Gesicht, „Herzlichen Glückwunsch!“, „Wie geht’s?“. Ganz einfach, aber gar nicht so leicht: vor fremden Türen stehen, klingeln und warten: Wie werde ich empfangen? Was erwartet mich hier? Im nächsten Krankbett, hinter der nächsten Wohnungstür?

Ein Besuch bei mir fremden Menschen ist immer etwas Abenteuerliches. Eine Entdeckungsreise, die manchmal auch verunsichert. Wer sich im Besuchsdienst engagiert, der weiß: es ist nicht zuerst eine Frage der Methodik, sondern der Haltung.

Ich weiß nicht wer oder was da auf mich zukommt. Das macht mich bange. Aber ich lasse mich darauf ein. Ich nehme mir einen festen Zeitpunkt vor, an dem ich den Besuch machen werde. Ich nehme mir ausreichend Zeit. Der Besuchte wird spüren, ob ich Zeit mitgebracht habe oder eigentlich auf dem Sprung bin.

Ich versuche mich, soweit möglich, von dem zu lösen, was mich bisher zu Hause beschäftigt hat, um mit ganzer und ungeteilter Aufmerksamkeit den Menschen begegnen zu können, die ich nun besuchen will.

Ich mache mir noch einmal Informationen bewusst, die ich von dem Besuchten habe:

■ Was geht aus dem Adresskärtchen hervor, das ich vom Pfarramt erhalten habe?

■ Habe ich mit diesem Menschen schon einmal gesprochen oder ihn gar besucht? Kenne ich ihn?

■ **Ein Besuch bei mir fremden Menschen ist immer etwas Abenteuerliches. Eine Entdeckungsreise, die manchmal auch verunsichert.**

Ich habe um die nötige Offenheit und Aufmerksamkeit gebetet und darum, dass Gott das Unverfügbare einer jeden wirklichen Begegnung schenken möge.

Für eine gute Begegnung, in der „etwas läuft“ zwischen Besucher/in und Besuchten, in der sie miteinander warm werden und zueinander Brücken bauen können, gibt es einige Voraussetzungen, die wir nicht automatisch herstellen können, die aber überaus hilfreich sind für eine spürbare Ausstrahlung unseres Besuches.

Es sind Grundhaltungen, die zum Gelingen des Besuches wesentlich beitragen:

■ **Selbstvertrauen:** Das ist nicht zu verwechseln mit einem übersteigerten selbstbewussten Auftreten. Es bedeutet vielmehr, dass ich meinen Platz bewusst einnehme, und mich also nicht schüchtern, fast demütig für mein Kommen und Dasein entschuldige. Ich komme in redlicher Absicht.





■ *Ich bin ganz da.*

Da ist ein Mensch, der in seinem Geschick, seinen Worten, Ängsten, Träumen, Hoffnungen einmalig ist.

aufmerksam wahr. Ich suche den Blickkontakt und höre ihm zu. Ich versuche mich ganz auf mein Gegenüber zu konzentrieren und nicht etwa gelangweilt oder zerstreut zu erscheinen. Das hilft dem Besuchten Gesprächspartner/in zu sein. Ich spreche nicht von mir, sondern wende mich dem zu, was jetzt ist. Ich bin ganz da. Da ist ein Mensch, der in seinem Geschick, seinen Worten, Ängsten, Träumen, Hoffnungen einmalig ist. Ihn versuche ich zu erleben. Wenn er spürt, dass dieses Gespräch und er selber für mich von Bedeutung sind, dann stärkt ihn dies in seiner Rolle als Gesprächspartner und baut ihn darin auf. Er spürt mein echtes Interesse an seiner Person.

Ein Kommunikationsforscher sagte: „Wer sich zwei Monate lang für andere Menschen interessiert, gewinnt mehr Freunde als jemand, der zwei Jahre lang versucht, sich für andere interessant zu machen.“

Ich will den Besuchten weder vereinnahmen noch manipulieren. Mit meiner Bereitschaft zu Gespräch und Begegnung suche ich den Kontakt ohne mich aufzudrängen. Ich bin ganz gegenwärtig in der gesuchten Begegnung mit diesem Menschen.

■ **Aufmerksamkeit:** Ich gebe dem Besuchten Raum. Ich lasse ihn mein Interesse spüren und nehme ihn

■ **Einfühlungsvermögen:** Ich arbeite nicht nur mit meinem Kopf und meinem Verstand, sondern versuche, auch mit meinem Gefühl ganz dabei zu sein, und achte auf meine Eingebungen. D.h., ich suche die Gefühls- und die Beziehungsebene des Gesprächs wahrzunehmen. Indem ich „auf diese Wellenlänge gehe“, erleichtere ich es auch dem anderen,

von den Dingen zu sprechen, die ihm wirklich wichtig sind. Auf dieser Ebene nehmen wir weniger die Fakten wahr, sondern vielmehr ihre Bedeutung für uns. Damit trage ich dazu bei, dass das Gespräch wesentlich wird.

■ **Anteilnahme:** Ich entziehe mich dem, was gesagt wird nicht, sondern stelle mich dieser Begegnung ganzheitlich mit Leib, Geist und Seele.

■ **Geduld:** Ich lasse meinem Gesprächspartner Zeit. Ich nehme mir die Zeit, auf seine Bedürfnisse einzugehen. Ich dränge ihm nicht die Themen auf, die mir wesentlich sind. Ich halte aus und akzeptiere, wenn meine freundliche Einladung zu unserer Gemeindeveranstaltung kein Interesse findet. Auch dann hat diese Einladung ihren Wert in sich gehabt. Wenn ich merke, dass der Besuchte „nur“ an einem Gespräch, an einer Begegnung auf der „bloß“ menschlichen Ebene mit mir interessiert ist, dann freue ich mich auch darüber. Ich versuche zu entdecken und zu verstehen, was mein Gesprächspartner braucht, um es ihm zu geben, wenn ich dazu in der Lage bin. ■

Jürgen Schweitzer

ZUM AUTOR



Jürgen Schweitzer, 51, Wuppertal
Landespfarrer Besuchsdienst und Gemeindeentwicklung im Amt für Gemeindeentwicklung und missionarische Dienste (gmd) der EKIR
Herausgeber von „besuchen und finden“ – Magazin für Mitarbeitende im Besuchsdienst

Biblische Anstöße:

Angesehen und angeredet – Zachäus

Lukas 19, 1–10

Dem habe ich es aber gegeben! Sooo klein habe ich ihn gemacht! Sooo klein – mit Hut!

Eine sprichwörtliche Redewendung. Um einen andern klein zu machen, bedarf es aber nicht des großen Donnerwetters. Es geht auch ganz subtil. Etwa so: Das kannst du sowieso nicht. Aus dir wird nie etwas. Andere sind viel besser als du. Du bist überflüssig. Die Botschaft: Du bist nicht gewollt, nicht anerkannt, nicht geliebt. Und irgendwann setzt sich das Gefühl fest: Es stimmt. Eigentlich mag mich keiner. Ich bin nichts wert.

Wir sehnen uns nach Liebe, Verständnis und Annahme. So wie Zachäus.

Zachäus, ein kleiner Mann, äußerlich und innerlich. Er sinnt darüber nach, wie er es allen andern zeigen kann. Mit Ehrgeiz und Energie macht er Karriere. Schließlich bringt er es zum Oberzöllner von Jericho und Umgebung. Jericho, vor 2000 Jahren ein kleines Tor zur Welt. Treffpunkt des Handels und des Schmuggels. Und mittendrin Zachäus als Geschäftemacher im Dienst der römischen Besatzungsmacht. Die Geschäfte laufen gut. Doch das Geld stinkt. Der ehrbare Bürger geht ihm aus dem Weg. Zachäus denkt: Wenn die andern mich schon nicht mögen, dann sollen sie wenigstens Respekt vor mir haben. Neidisch sein auf meinen Erfolg, meinen Besitz, mein Geld. So lebt Zachäus vom Ersatz. Ansehen, Verständnis und Liebe werden durch Besitz und Geld ersetzt. Aber: Wird ein kleiner Mann durch Kapital zum großen Mann? Zachäus spürt, dass ihm etwas Entscheidendes fehlt. Und dann kommt Jesus vorbei. Ein Volksauflauf. Der kleine Zachäus sieht nichts. Nur die Rücken der vor ihm Stehenden. In die erste Reihe lässt man ihn nicht. Da stehen

die anderen. Da hat er nichts zu suchen. So klettert er auf einen Baum. Gut getarnt vom Blätterwerk will er den Überblick gewinnen. Er will sehen, ohne selbst gesehen zu werden. Und dann bleibt Jesus stehen. Er sieht die Menge, er sieht den Einzelnen. Er übersieht niemanden. Und wenn er auch noch so gut getarnt im Blätterwerk eines Baumes sitzt. Jesus sieht Zachäus an. Er schaut zu ihm hoch. Eine umwälzende Erfahrung für Zachäus. Er wird angesehen. Er fühlt sich zu Ansehen gebracht. Und er wird angeredet mit seinem Namen: Zachäus! Vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben erfährt er: Es gibt jemanden, der mich annimmt, wie ich bin. Der mich ansieht, obwohl er mich durchschaut. Der mich anredet, obwohl mein Name keinen guten Ruf hat.

Und die Anrede bleibt nicht folgenlos. Zachäus macht reinen Tisch. Er bereinigt seine Vergangenheit. Sein Leben gerät auf eine neue Bahn. Eine Begegnung hat dies ausgelöst. Die Begegnung mit Jesus. Wir heißen nicht Zachäus. Aber auch wir sehnen uns nach Liebe, Verständnis und Annahme.

Auch wir sind angewiesen auf Erbarmen und Nachsicht von Gott und den Menschen, denen wir manchmal einiges zumuten. Und wenn Jesus Zachäus ansieht und ihn hineinnimmt in die Gemeinschaft mit Gott, dann ermutigt das auch mich. Auch für mich ist da Platz. ■

Birgit Winterhoff



Nah bei den Menschen

Gospel zwischen Kanzel und Gemüsetheke



„Komm mir nicht zu nah!“ Diese Reaktion und Haltung kennen wohl die meisten, die – motiviert durch missionarischen Eifer – einem nicht-glaubenden oder entkirchlichten Menschen begegnen. Doch genau das Gegenteil sollte doch erreicht werden, nämlich nah dran zu sein, am Menschen und am Leben. Aber was genau bedeutet es, nah dran zu sein? Wenn etwas „nah ist“, kann es existentiell werden, oder dieses Nahe hat bedingt durch Erfahrung bereits einen „festen Sitz“ im Leben. Das Erlebte wird zur eigenen realen Geschichte. Stimmt die These, müsste demnach „Gospel“ – wenn nah bei den Menschen – einen tatsächlichen alltagsrelevanten Sitz im Leben haben. Stimmt das? Ja, es stimmt – und das in zweierlei Hinsicht: musikalisch wie geistlich. *Gospel ist ansteckende Musik und gestalterisches geistliches Glaubenszeugnis in einem und genau da liegt eine große Chance für die Kirche und ihre Verkündigung.* Gospel hat tatsächlich einen Sitz im Leben. Sowohl auf der Kanzel, als auch an der Gemüsetheke. Doch der Reihe nach.

Gisela ist 42 Jahre. Sie hat mit ihrem Mann drei Kinder im Alter von 4, 6 und 10 Jahren. Max hat eine Behinderung. Der Alltag fordert Gisela alles ab. Freie Zeit für sich selbst hat die Familienmanagerin kaum. Seitdem ihr Mann Kurzarbeit im Schichtdienst schieben muss, ist zudem auch das Geld knapp. Das Leben ist hart: Den Satz kann sie unterschreiben und doch ist Gisela nicht verbittert. Jeden Donnerstagabend ist Chorprobe. Sie nennt die Stunden „Vitaminspritze für die Seele“. Durch eine Freundin hat sie vor drei Jahren von dem Gospelchor in ihrer Stadt erfahren. Seitdem ist der Gospelchor zur ganz persönlichen „Auftankoase“ geworden. Beim

Konzert am Samstag wird sie ein Solo singen: „Jesus in the mainline“. Gisela strahlt, wenn sie von ihrem Gospelchor spricht. Durch das Singen im Chor und die Gemeinschaft bekommt sie Kraft: „Eigentlich war ich keine Kirchgängerin“, sagt sie von sich, „doch durch den Chor habe ich wieder Kontakt zur Kirchengemeinde und deren Angebote gefunden.“ Irgendwann hat sie bemerkt, dass die Liedtexte sie nicht nur ansprechen, sondern vielmehr mit ihr sprechen, ihr Halt und Motivation geben. „Heute kann ich sagen, dass ich gläubig bin. Der Gospelchor hat mir gezeigt, wo meine Heimat ist.“

■ Wer singt eigentlich in der „Heimat Gospelchor“?

Inzwischen existiert in nahezu jeder deutschen Stadt zumindest ein Gospelchor. In Berlin sind es 45 Chöre, in München 50 und in Hamburg 100. In über 3.000 Chören engagieren sich über 120.000 Menschen. Gemeinsam mit dem Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD sind im Vorfeld des letzten Gospelkirchentages 2010 in Karlsruhe 8.500 Sängerinnen und Sänger anonym befragt worden. Daraus entstand die inzwischen vielbeachtete Studie „Begeisterung durch Gospelsingen“. Auf einer breiten empirischen Datenbasis fußen – erstmals wissenschaftlich belegt – Erklärungsspurten des Phänomens „Gospel“. Darin ist zu lesen, dass Gospel generationsübergreifend Menschen in allen Regionen in Deutschland erreicht. Der Gospelsänger ist in aller Regel eine Sängerin. Mit 80% fällt der Anteil von Frauen noch höher aus als dies mit 70% im Durchschnitt bei gemischten Chören der Fall ist. Allerdings zeigt sich beim Ergebnis auch, dass Frauen eher bereits sind, sich an vergleichbaren anonymen Befragungen zu beteiligen. Wir gehen davon

aus, dass der tatsächliche Frauenanteil bei etwa 75% liegt. Wie nah dran Gospel wirklich an den Menschen ist, zeigen die exemplarisch aufgeführten Ergebnisse der Studie:

■ **1. Gospelchöre ziehen Menschen an, die im Gemeindeleben eher selten anzutreffen sind.**

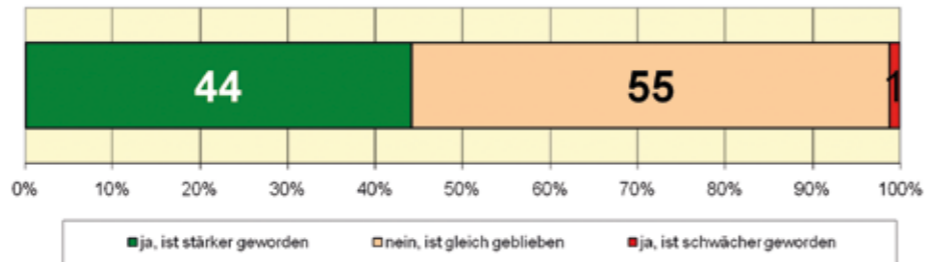
Gospelsänger/innen sind im Schnitt 42 Jahre alt und damit weitaus jünger als die im üblichen Leben der Kirchengemeinde Engagierten (52 Jahre). Der formale Bildungsstand ist überdurchschnittlich hoch. 56% der Befragten haben mindestens eine Fachhochschulreife. Musikvorlieben sind ein Kennzeichen von Lebensstil- beziehungsweise milieuspezifischen Orientierungen. Die Vorlieben der Gospelsänger/innen (Pop- und Rockmusik) stehen im Kontrast zu den regelmäßigen Gottesdienstbesuchern, unter denen sowohl die Klassik als auch die traditionelle Unterhaltungsmusik viele Anhänger hat.

■ **2. Gospelchöre haben keine Nachwuchssorgen.**

Sowohl jüngere als auch ältere Gospelchöre gewinnen neue Mitglieder und können auch auf Nachwuchs im eigentlichen Sinn bauen. Selbst in Chören, die schon länger als fünf Jahre bestehen, liegt der Anteil der Sänger/innen, die jünger sind als 20 Jahre bei 21%.

■ **3. Gospelchöre sind – in Kirchengemeinden – gelebte Ökumene**

Etwa dreiviertel der Gospelchöre in Deutschland entstehen im Umfeld einer Kirchengemeinde. 61% der Chöre sind unter einem Dach der Evangelischen Kirche. Allerdings lässt die jeweilige Zugehörigkeit der Chöre keine Rückschlüsse auf die Zugehörigkeit und Zusammensetzung ihrer Mitglieder zu. Gospelchöre stehen nicht für



Gospelstudie „Begeisterung durch Gospelsingen“
Sozialwissenschaftliches Institut der EKD, Sept. 2009

konfessionelle Profilbildung, sondern für Integration. 57% der Sänger/innen sind evangelischer, 29% katholischer und immerhin 9% sogar ohne Konfession. Der Anteil freikirchlicher Chormitglieder ist mit 6% vergleichsweise gering, unabhängig von der Trägerschaft des Gospelchores.

■ **4. Gospelchöre wirken gemeinschaftsbildend und integrieren**

Die Integrationsleistung der Gospelchöre bezieht sich nicht nur darauf, dass jüngere und ältere, neu hinzukommende und erfahrene sowie konfessionsverschiedene Sänger/innen zusammenfinden. Es gelingt darüber hinaus, auch Menschen für das Singen der „guten Nachricht“ zu begeistern, die explizit kirchlich-religiösen Motivationen eher ablehnend gegenüberstehen und die sich nicht an eine Kirche oder Gemeinde gebunden fühlen. Gospelmusik macht einfach Spaß (99%) und die Gemeinschaftserfahrung im Chor spielt bei der Integration eine entscheidende Rolle (93%). Gospel gibt Kraft für den Alltag (84%) und verbindet ganz unterschiedliche Menschen (91%). Das begeistert Kirchnahe und Kirchenferne gleichermaßen.

■ **5. Gospelchöre entfalten missionarisches Potential**

Diese Zahlen haben die Macher der Studie überrascht: Wenn Sänger/innen über ihre Mitwirkung im Gospelchor eine Veränderung in ihrer Beziehung zur Kirche beziehungsweise in ihrer religiösen Selbsteinschätzung erleben, so empfinden sie eine Intensivierung.

Dabei sprechen die Zahlen für sich: 44% erklären, dass sich ihr Gefühl der kirchlichen Verbundenheit durch die Mitwirkung im Gospelchor verstärkt habe. 32% nehmen eine Verstärkung ihrer Religiosität wahr. Ebenfalls erklären 32%, unabhängig von den Auftritten ihres Chores, häufiger Gottesdienste zu besuchen, 31% nehmen öfter an anderen Veranstaltungen und Angeboten der Gemeinde teil, als dies vor ihrer Mitwirkung im Gospelchor der Fall war.

Die Studie kommt zu dem Schluss: Gospelchöre sind eine Bereicherung für die Menschen und für die Kirche. Sie öffnen Türen durch begeistertes Gospelsingen und ermöglichen so ein Wachsen im und in den Glauben. Das ist in der Tat „nah dran“ am Menschen!

■ **Gospelday: Wir sind viele!**

Gemeinsam mit „Brot für die Welt“ und dem Evangelischen Entwicklungsdienst (EED) wurde auf dem Gospelkirchentag 2010 in Karlsruhe vom Ratsvorsitzenden der EKD, Präses Schneider, als Schirmherr die Aktion „Gospel für eine gerechtere Welt“ gestartet. Gospelsänger/innen erkennen: Wir singen nicht nur vom „Reich Gottes“, wir können auch etwas dafür tun! Das gesungene Wort drängt zum Handeln:

Am 17. September 2011, 12.00 Uhr haben an rund 200 öffentlichen Orten über 260 beteiligte Chöre mit 7.000 aktiven Sänger/innen gegen Hunger, Armut, Klimawandel und für mehr Gerechtigkeit gesungen. In der Wuppertaler Schwebebahn, auf Marktplätzen, in Einkaufszentren, ja sogar an Gemüsetheken wird Gospel erlebbar. Wie selbstbewusst Menschen vom Evangelium singen und zur Tat auffordern ist beeindruckend. Viele Beispiele findet man auf der Internetplattform „YouTube“ unter „Gospelday 2011“ Darunter auch das Beispiel „Very best of Gemüsetheke“.

Ob beim Gospelday, bei den vielen Auftritten der Chöre im Gottesdienst oder als „Einzelschicksal“: Die Gospelmusik steckt voller persönlich erlebter und damit relevanter Erfahrungen. Gisela ist kein Einzelfall! Wir von der Creativen Kirche kennen viele solch bewegender „Gospel-Geschichten“: „... als vermeintlicher Atheist bin ich Jesus heute näher denn je“ „... seit meinem Stellenwechsel werde ich gemobbt. Das Lied „Hold me“ vom Gospelkirchentag ist mein Gebet auf dem Weg zur Arbeit geworden, danach bin ich gelassen und voller Hoffnung“ „... seit meiner Krebserkrankung weiß ich, was christliche Gemeinschaft bedeutet“ „... das Lied

■ **Gospelmusik ist Sprache Gottes, Angebot zur Nachfolge und Vorbote des schon angebrochenen Reich Gottes unter uns.**



In einem Einkaufszentrum beim Gospelday 2011

„May the Lord send angels“ ist mein Tauflied geworden“. Die Erfahrungen zeigen: Gospelmusik ist Sprache Gottes, Angebot zur Nachfolge und Vorbote des schon angebrochenen Reich Gottes unter uns. Im Hören und Singen der Gospelmusik kann man sich fallen und von ihr ergreifen lassen. Damit spricht Gospelmusik den ganzen Menschen an. Mit Herz und Verstand wird die selbst erlebte und gesungene Gospelmusik zum Glaubenszeugnis, zum Fest Gottes auf Erden. Davon lassen sich viele Menschen anziehen, die in traditionell geprägten Kirchenformen oft keine Heimat finden.

■ **Gospel macht Kirche**

2002 wurde von der Creativen Kirche in Witten der erste bundesweite Gospelkirchentag ausgerufen. Damals nahmen 1.800 Sängerinnen und Sänger aus ganz Deutschland an dem Musikfest der Kirche teil. Seitdem finden Gospelkirchentage auf Einladung der Landeskirchen alle zwei Jahre mit wachsenden Teilnehmerzahlen statt. 2010 konnten 5.000 aktive Sänger/innen und 70.000 Gäste an den Bühnen des Gospelkirchentages in Karlsruhe gezählt und begrüßt werden. Ging es anfangs um ein Signal wie „Gospel gehört zur Kirche“, hieß es 2008 in Hannover bereits: „Ihr seid Kirche!“

Auf nackten Sohlen: Gott auf der Straße suchen

im Abschlussgottesdienst mit der damaligen Landesbischöfin Dr. Margot Käßmann. 2012 soll vom Gospelkirchentag der Impuls „Gospel macht Kirche!“ ausgehen. Und in der Tat ist die Gospelbewegung in Deutschland weder Welle noch Modeerscheinung. Gospelmusik ist ein Geschenk Gottes an die Kirche und eine große Chance, gemeinschaftlich vom Evangelium zu erzählen, damit Menschen in die Kirche und in den Glauben hineinwachsen können. Und tatsächlich gibt es inzwischen „Gospelkirchen“ und „Gospelgemeinden“. Darüber hinaus entstehen erste Arbeitshilfen zum Thema „Gospelgottesdienste“ und „Glaubenskurse für Gospelsänger/innen“.

■ Konsequenzen für eine Kirche, die wachsen will

Was ist zu tun? In erster Konsequenz ist dies eine geistliche Entscheidung. Wollen wir uns um der Menschen Willen als Kirche wirklich verändern? Oder lamentieren wir lieber über Schwierigkeiten und alles bleibt beim Alten? Meinen wir mit Reformation eine Bestätigung dessen, was wir sowieso schon machen? Oder geben wir Freiraum zur Entfaltung und qualitativer Erneuerung? Wo sind Menschen, die in dieser „Gospelmission“ glaubwürdig und mit Talent wirken können? Wie können wir auf allen Ebenen ein Klima des angstfreien Förderns erreichen? Keiner will anderen „Kirchenfunktionären“ etwas wegnehmen. Die Frage ist aber: wie können Chancen für Wachstum kühn und mutig ergriffen werden? Dürfen neue Formen von Kirche entstehen? Was will Gott von uns? Wie können wir das tun, was Gott segnet? Nicht als Bedrängnis, sondern mit Kirchenlust und nicht Kirchenfrust! Aufgrund unserer ei-

Creative Kirche

ist aus der Jugendarbeit des Ev. Kirchenkreises Hattingen-Witten hervorgegangen und ist mittlerweile neben der Entwicklung von neuen Gemeindeformen zu einem bundesweiten Impulsgeber für musik-missionarische Kinder-, Jugend- und Chorarbeit geworden. Darunter zählen Deutschlands verbreitetste Kinderbibelmusicals, die neue Jugendsingbewegung „SoulTeens“, der „Gospelkirchentag“ und Musikprojekte wie „Die 10 Gebote“ und die bundesweite Aktion „Gospel für eine gerechtere Welt“

genen eindeutigen Erfahrungen als Creative Kirche sehen wir:

- Offensive Integration der Gospelchorarbeit in die Gemeindegemeinschaft z.B. durch eigene profilierte Gospelgottesdienste als ergänzendes Angebot auf Stadtebene.
- Gründung von Gemeindemusikschulen für Popmusik zur Förderung der ehrenamtlichen Musiker/innen in der Gemeinde
- Übergemeindliche Profilbildung von Kirchengemeinden gerade in städtischen Bezügen in sich gegenseitig fördernder gemeinsamer Kooperation
- Förderung zur Entstehung von Praxismaterialien für Gospelgottes-

dienste, Glaubenskurse für Gospelsänger, Literatur etc.

- Strukturelle Qualitätssicherung des Gospelkirchentages zur Weiterentwicklung geeigneter Impuls- und Netzwerkarbeit für eine missionarische Kirche
- Förderung der Populärmusik – gleichberechtigt neben traditioneller Kirchenmusik – als ergänzendes Angebot mit eigener Hochschule für eine musisch-verkündigende Ausbildung mit Studiengang „Gemeindemusikpädagog*in“ oder „Gemeindemusikdiakon*in“.

■ „Seht ihr es nicht?“

All das steckt leider noch in den Kinderschuhen. Kirche muss einmal mehr aufpassen, dass sie nicht in Zeiten stetigen Abbaus, Umbaus und daraus resultierenden Strukturdebatten eine große missionarische Chance auf dem Altar der Mittelvergabe liegen lässt. Längst wären Berufsbilder wie „Gemeindemusikpädagog*in“ (ein „Popmusiker“ mit verkündigendem Auftrag) überfällig und die Entstehung von neuen Gemeindeformen jenseits eines parochialen Verständnisses notwendig. Um unseres Auftrags willen, um der Menschen willen. Das wäre nah dran. Am Evangelium, am Menschen. Schön, wenn aus einem „Komm mir nicht zu nah!“ ein „Komm mir gerne näher!“ wird. ■

Martin Bartelworth

ZUM AUTOR



Martin Bartelworth, Geschäftsführer der Creative Kirche und des Gospelkirchentags



Geistliche Übungen im Lärm der Großstadt statt in der Abgeschlossenheit eines Klosters. Eine verrückte Idee. Die Gruppe Ordensleute gegen Ausgrenzung bietet genau dies an: Straßenexerzitien.

Mitten in Berlin machen sich Frauen und Männer auf, um Gott auf den Straßen der Stadt zu suchen: auf nackten Sohlen – die Schuhe des Besserwissens und Besserseins ziehen sie aus.

„Ich suche Gott, können sie mir da weiterhelfen?“ Auf den Straßen von Berlin kann es einem durchaus passieren, dass man mit dieser Frage nach Gott überrascht wird. Möglicherweise gehört der Fragende zu einer Gruppe von Männern und Frauen, die gerade in Berlin bei dem Jesuitenpater Christian Herwardt Exerzitien macht. Exerzitien allerdings in einer eher ungewöhnlichen Form. Diese Exerzitien finden nämlich nicht in der Stille eines Klosters statt, sondern mitten in der Stadt. Eine verrückte Idee. Mitten in Berlin, im Stadtteil Kreuzberg, lädt der Jesuit Frauen und Männer ein, Gott auf den Straßen der Stadt zu suchen.

In der Einladung heißt es schlicht: „Sich Gott nähern, wo er auf uns wartet, in Hungernden, Durstigen und in den verdrängten Themen unserer Lebensgeschichte.“ Und weiter: „Die ‚Exerzitienreise‘ zu diesen Orten der Gottesbegegnung ist ein tastender Weg, auf dem wir unsere Schuhe des Besserwissens, des Hochmutes, des Besserseins ausziehen müssen, um wie Moses vor dem brennenden Dornbusch zu stehen. Als Zusatz steht dabei: Diese Exerzitien sind kein Sozialpraktikum! Mich macht das neugierig und ich schau' mich mal um.“

In der Pfarrei St. Michael, im Berliner Stadtteil Kreuzberg, sind die Gottsucher für 10 Tage im Keller einquartiert. In den Wintermonaten steht er Obdachlosen als Notunterkunft zur Verfügung. Hier erwartet die Teilnehmer ein einfaches Matratzenlager. Hier beginnen und beenden sie ihre Tage. Zwischen Frühstück und Gottesdienst, Abendbrot und gemeinsamer Gesprächsrunde ist jeder für sich allein unterwegs auf den Straßen von Berlin – und auf den Wegen seines Lebens.

Am Anfang der Exerzitien erzählt Pater Christian die biblische Geschichte vom brennenden Dornbusch. Jene Geschichte von Moses, der mitten in seinem Alltag beim Ziegenhüten etwas Ungewöhnliches sieht: einen Dornbusch, der brennt und doch nicht verbrennt „Glücklicherweise ist Moses nicht wegelaufen!“, so der Jesuitenpater, „er ist neugierig geworden und hat sich dem Dornbusch genähert.“ Herwartz erinnert daran, dass Moses eine Stimme hört, die ihm sagt: „Zieh deine Schuhe aus! Du stehst auf heiligem Boden, weil ich mit Dir reden will“. Die Schuhe ausziehen ist ein zentrales Bild der Straßenexerzitien. Der Exerzitienleiter erklärt die Bedeutung, während er selbst langsam seine Schuhe auszieht: „Seine Schuhe ausziehen heißt sich bereit machen, zuzuhören. Sich nicht über andere erheben oder auf seiner Überlegenheit bestehen. Den Dünkel ablegen, die besseren oder schöneren Schuhe zu haben.“

Das Unternehmen Straßenexerzitien lässt aufhorchen: nicht nur Lourdes, Altötting, Santiago de Compostela, sondern die Straßen von Berlin können zum heiligen Boden, zum Ort der Gottesbegegnung werden.

Am ersten Tag werden die Teilnehmer in die Straßen der Stadt entlassen mit einer Frage im Gepäck: „Spür nach, worüber Du Dich immer wieder ärgerst, worüber Du regelmäßig traurig wirst!“

Nein, nein, nicht dass man zu Beginn dieser Exerzitien diese Frage schon beantworten müsste, eins nach dem anderen!

Eine Frau berichtet:

„... etwas Grundlegendes in mir zu finden, das mich immer wieder stark bewegt – in welcher ‚Verpackung‘ es auch daher kommt. Und dann nach der Sehnsucht zu fragen, die dahinter steckt. Das ist ein ungewohnter Zugang, ein zunächst seltsam anmutender Blickwinkel für Ärger und Traurigkeit. Mir Zeit lassen, erinnerte Situationen kommen und gehen lassen, den Ärger, die Traurigkeiten befragen nach dem tiefen Wunsch dahinter – es ist erstaunlich auf welche Sehnsucht ich stoße! Woher kommt sie? Hat Gott sie in mich hineingelegt?“

Der Weg der Exerzitien geht über existentielle Erfahrungen. Erfahrungen, die auch weh tun. Herwartz drückt es noch schärfer aus: „der Exerzitienweg geht über das Nein sagen! Über Situationen, in denen alles in dir ‚Nein‘ schreit, weil Deine Hoffnung auf ein stimmiges Leben verletzt wird.“ Das ‚Nein‘ wahrnehmen ist also der Anfang, weil in dem deutlichen Nein die Sehnsucht nach einem anderen Leben, einem anderen Verhalten von einem selbst oder von anderen Menschen spürbar wird.

Ein Stolperstein ist das. In sonntäglichen Gottesdiensten bin ich gewohnt, ‚Ja‘ zu sagen, das Glaubensbekenntnis abzulegen und mit meinem ‚Amen‘ zuzustimmen. Aber



■ „Spür nach, worüber Du Dich immer wieder ärgerst, worüber Du regelmäßig traurig wirst!“

es stimmt schon, der Start in das Christenleben mit der Taufe beginnt anders: in der Taufe sagen wir – oder haben es andere für uns sagen lassen, weil wir noch kleine Kinder waren – wir sagen zunächst ‚Nein!‘. Wir widersagen dem Bösen! Wir sagen ‚Nein‘ zu all dem, was lebensfeindlich und zerstörerisch ist. Wir widersagen dem Bösen, weil wir das Leben in uns nicht verraten wollen.

Ein gut gemeintes ‚positiv Denken‘ hilft also am Anfang dieser Straßenexerzitien nicht weiter. Die Aufforderung ist klar: nimm wahr, was Dein Leben und das Leben anderer zerreißt, schau hin, was Dein Gefängnis und das Gefängnis deiner Mitmenschen ist und spür die Sehnsucht in Dir. Dann kann dir das zum heiligen Ort, zur Gottesbegegnung werden.

Die Teilnehmer sollen sich anrühren oder auch stören lassen von Orten und Menschen, die sie bewusst oder unbewusst aufsuchen. Aufgabe des ersten Tages ist dabei nicht, irgend etwas zu erledigen oder zu erreichen, sondern einfach ‚wahrnehmen‘. „Achtet auf Euer Herz“ – so

der Jesuitenpater „und macht Euch berührbar“.

In der Bibel heißt es: Selig die Armen! Christian Herwartz liest daraus: „Selig, die nicht so tun, als ob sie großartig wären, selig, die die Rollen, an denen sie doch irgendwie hängen, loslassen können.“ Da ist nicht nur die materielle Armut gemeint. Trotzdem lassen bei den Straßenexerzitien die Teilnehmer schon auch mal bewusst die Geldbörse in der Unterkunft St. Michael zurück. Eine Teilnehmerin merkt schnell, dass es weniger auf ihre Geldbörse als auf die Schuhe ankommt, die sie trägt.

„Ich sehe obdachlose Menschen im Park, eine uralte Oma in der U-Bahn-Station, mehrere Bettler vor Kaufhäusern, eine Frau mit Kopftuch, die sich mit schweren Taschen abschleppt. Sonst sehe ich das auch, aber nur aus den Augenwinkeln, im Vorübergehen. Ich sehe, nehme aber nicht wirklich wahr. Schnell wird mir meine eigene Überheblichkeit bewusst. Ich ertappe mich dabei, die Menschen und ihr Verhalten zu beurteilen. Sollte der nicht lieber die Bierflasche weglegen und sich auf die Jobsuche machen? Könnte sie nicht ihre dreckige Schürze ablegen und eine saubere Bluse anziehen? Viele Menschen nehme ich nur als Problemfall wahr. Ich sehe nicht den Menschen hinter dem Alkohol und der Armut.“

Einige Tage später vermerkt sie in ihren Aufzeichnungen:

„Ich verbrachte einige Stunden mit zwei Obdachlosen auf einer Parkbank. Mir ging es an diesem Tag nicht gut. Da war viel Leere und Sinnlosigkeit in mir. Die beiden luden mich ein, mit ihnen auf der

Parkbank ein Bier zu trinken. In der Begegnung mit ihnen spürte ich ein Angenommensein ohne Leistung, eine Einladung zum Daseindürfen mit allem Schwachen und Unbehol-fenem in mir – weil sie auch einfach so da waren. Da kam etwas in mir zum Klingen, was nicht machbar ist: eine Einladung zum vorbehaltlosen Leben, zum Ja-Sagen zu dem, was einfach da ist. Ein mir heiliger Boden war entstanden.“

Am Abend kommen die Teilnehmer zurück nach St. Michael und erzählen, wie sie sich langsam an ihre persönlichen Orte angenähert haben. Die Suppenküche, eine Neugeborenenstation, das Abschiebefängnis in Köpenick, ein Kreuzberger Hinterhof. Auch die entdeckten Schwierigkeiten, die Ängste und Dornbüsche in ihrem Leben kommen zur Sprache. Es geht nicht so sehr um ein Berichterstatten, als um den ganz persönlichen Zugang jedes Einzelnen zum Leben und zu Gott. Und natürlich hat hier auch der Zweifel an dem ganzen Vorhaben seinen Platz. Die anderen Teilnehmer und Christian Herwartz werden zu einem heilsamen Korrektiv.

Ein Teilnehmer beschreibt nach seiner Exerzitienzeit die Spannung zwischen dem eigenem Wunsch, gut sein zu wollen, und der Aufmerksamkeit, beschenkt zu werden: *„Ich schlendere auf der Straße und werde von zwei leicht Betrunkenen angesprochen: ‚wir haben auf Dich gewartet‘, sagen sie mir, ich setze mich zu ihnen und verbringe zwei Stunden mit ihnen – nicht in der Haltung des Helfenden, sondern in der Bereitschaft, mich beschenken zu lassen von dieser Einladung. Was sich entwickelt, habe ich nicht in der Hand. Die beiden Obdachlosen*

Das Projekt

Der Berliner Jesuit Christian Herwartz hat mit anderen gemeinsam die „Exerzitien auf der Straße“ entwickelt. Bis zu 10 Menschen leben 10 Tage zusammen in einer einfachen Unterkunft und machen sich Tag für Tag allein auf den Weg, um mit offenen Augen und offenem Herzen mitten in der Stadt Gott zu suchen: in Menschen, denen man sonst keine Beachtung schenkt, an Orten, die einem eher unnahbar erscheinen. Abends tauschen die Teilnehmer der Gruppe ihre Erfahrungen aus und helfen einander bei der Deutung. Die „Exerzitienreise“ zu den Orten der Gottesbegegnung ist ein tastender Weg, der einlädt, die Schuhe des Besserwissens, des Hochmutes, des Besserseins auszuziehen, um wie Mose mit nackten Sohlen vor dem brennenden Dornbusch zu stehen.
www.con-spiration.de/exerzitien

wissen ja nicht, dass ihr Satz ‚wir haben auf dich gewartet‘ in den Exerzitien Wort Gottes für mich geworden ist. Genauso wenig kann ich von mir ja wissen, ob ich Wort Gottes für andere bin. Nur: das ist ja gerade das Elend so vieler Frommer, auch mein Elend als Frommer: Ich will durch mein Leben, durch mein Wort, durch mein karitatives Engagement etwas von der Liebe Gottes weitergeben. Ich will Wort Gottes für andere

sein – und bin es gerade so nicht. Gott macht zu seiner Botschaft an mich, wen Er will.“

Exerzitien machen – ob nun in einem Kloster oder auf der Straße – heißt, sich auf den Weg der Erfahrung zu begeben und nicht auszuschließen, dass Gott mir auf diesem Weg begegnen will. Diese Begegnung kann allerdings nicht gemacht und nicht erzwungen werden, sie ist Geschenk.

Ist das naiv, auf diese Weise Exerzitien zu machen? Sich Grenzsituationen auszusetzen und darin auf eine Öffnung Richtung Gottesbegegnung zu hoffen?

Natürlich ist es naiv. Aber wie sollte man sich sonst überhaupt auf Gott hin öffnen, ohne einfach ganz naiv mit ihm zu rechnen, mit leeren Händen? Die leeren Hände sind eine Herausforderung. Die Hände sind meist ja schon voll mit guten Ratschlägen und Hilfsangeboten. Erfahrungen der Selbsterkenntnis bleiben da nicht aus:

„Im Einladungstext der Organisatoren für die Exerzitientage stand ‚Manchmal durchlaufen Sie dabei auch schmerzhaft Etappen der Selbsterkenntnis‘. Die spüre ich bei der Begegnung mit der Frau auf der Parkbank noch nicht. Aber bei dem Besuch der Suppenküche der Franziskaner für Obdachlose im Stadtteil Pankow . Helfen will ich dort zunächst. Beim Gemüseputzen und Obst schälen. Aber diese ‚Schuhe‘ werden mir ganz schnell ausgezogen. ‚Wir brauchen Sie nicht. Es sind genug Helfer da‘, wird mir zu verstehen gegeben. Ich setze mich zu den Menschen, die auf die Essensausgabe warten. Und erfahre dort eine weitere wichtige Lektion dieser Tage: eingeladen zu

werden ist ein Geschenk. Ob wir eingeladen werden oder nicht, ist nicht unsere Sache.

In der Suppenküche werde ich schließlich ganz konkret eingeladen. Martha, eine Frau von über 70 Jahren, spricht mich an, bittet mich, sich zu ihr zu setzen. Nach und nach geht mir das Geschenk dieser Begegnung auf. Nach dem Besuch der Suppenküche führt sie mich zu den Stationen ihres Alltags: dem Wohnungsamt, dem Bürgerpark, dem Kaffeetrinken für Senioren in der evangelischen Stadtmission. So öffnet sie mir den Weg, mit ihren Freunden und Freundinnen in Kontakt zu treten. Am dritten und vierten Tag bin ich in der Suppenküche fast schon eine ‚alte Bekannte‘. Ich fühle ein wenig von ihren Sorgen mit, weiß allmählich, was es heißt, sich in diese Schlange einzureihen. Ich bin dankbar für die warme Mahlzeit und das belegte Brot. Ich spüre: dies ist ein ‚heiliger‘ Ort.“

Einen Mann zieht es in die Frühgeburtensabteilung der Frauenklinik. Vor dem Neugeborenenfenster fängt er plötzlich an zu weinen. Auf einmal kommt eine lange Jahre verdrängte Episode der eigenen Lebensgeschichte hoch – und der Mann lernt in diesen Tagen, Frieden mit sich selbst zu schließen.

Ein sechzigjähriger Pfarrer teilt sein Mittagsbrot mit einem Obdachlosen am U-Bahnsteig: auf einem leeren Pizzakarton sitzend philosophieren die beiden miteinander über Gott und die Welt.

Bei den Abendrunden in St. Michael sprechen die Teilnehmer selbst davon, wie sie Tag für Tag langsamer werden, sich in ihnen eine Stille ausbreitet, die sie aufmerksamer

macht. Auch aufmerksamer für ihre Sehnsucht. „Diese Sehnsucht“ – so Herwartz – „könnt ihr als Zeichen der Gegenwart Gottes entdecken. Die Sehnsucht führt zu eurem Dornbusch.“

Urban, einer der Teilnehmer, hat seinen Dornbusch in mehreren Etappen entdeckt:

„Ein Mann links außen, in der Mitte eine halb liegende Frau und rechts ich. Seit drei Tagen gehöre ich irgendwie dazu. Die Frau will schlafen und beklagt sich, dass sie nicht schlafen kann. Ich esse in dem Moment einen Apfel und frage sie:

■ Die leeren Hände sind eine Herausforderung. Die Hände sind meist ja schon voll mit guten Ratschlägen und Hilfsangeboten.

„Sollen wir ein Schlaflied singen?‘ Aber während ich noch kaue, beginnt sie in einer Art Singsang mit ‚Schlaf, Kindchen, schlaf‘. Als sie abbricht, und als mein Apfel gegessen ist, beginne ich selbst zu singen, und plötzlich setzt sie sich senkrecht auf, schaut mich entgeistert an und fragt: ‚Woher kennst Du das?‘ Ich antworte: ‚Ich habe zwei Kinder‘. Da erzählt sie – jetzt – hellwach, als hätte das Schlaflied die Schleusen eines Staudamms geöffnet: ‚Ich habe fünf Kinder, das jüngste ist mit zehneinhalb Wochen gestorben. Nachts um halb zwei haben sie aus der Klinik angerufen: Kommen Sie, wenn Sie ihren Sohn noch einmal sehen wollen. Ich bin mit dem Taxi hingefahren. Da haben sie mir das Kind in den Arm gelegt – und tschüss. Schön, gell?‘ Sie schaut mich an, und ich kann nur sagen: ‚Scheiße‘. Sie wiederholt, als wäre es ihr Refrain: ‚Die haben mir das Kind in den Arm gelegt – und tschüss. Schön, gell?‘ Mir bleibt nur, wieder zu antworten: ‚Scheiße‘. Ich spüre, wie ich selbst traurig werde. Und dass meine eigene Trauer hochkommt, meine schlummernde Trauer um meinen zehnjährigen Neffen Daniel, der vor sieben Jahren unerwartet schnell gestorben ist. Mir reicht es, ich habe genug für heute. Einer Alkoholikerin habe ich zu verdanken, dass ich nun weiß: Ich habe mit Gott noch eine alte Rechnung offen. Ich spüre Trauer und Wut über Daniels Tod.“

Am nächsten Tag entscheidet sich Urban, aus der U-Bahn dort auszusteigen, wo Kinder aussteigen, geht der Richtung einer Familie mit drei Kindern hinterher und landet schließlich in einem Park. Dort spielen eine ganze Menge Kinder und Urban malt mit einem Stück Kreide auf den Boden.

Er hat aufgeschrieben, wie es weiterging:

„Sie kommen und fragen: ‚Was machst Du da?‘ Ich lasse sie raten, und sie kommen von selbst darauf, dass ich ein Labyrinth aufs Pflaster male. Sie gehen durch das Labyrinth, gehen rein und raus, spielen damit. Mir fällt es wie Schuppen von den Augen, dass ich mich von meinem Neffen Daniel nicht richtig verabschiedet habe. Ich habe mich nicht verabschiedet von Daniel, ich bin in der Mitte meiner Trauer hängen geblieben.

Da sehe ich, wie einer der Jungen den übrigen Kreidestummel nimmt und in die Mitte des Labyrinths schreibt ‚ANFANG‘: Ja, genau das ist es: Ich bin in der Mitte meiner Trauer, denn ich habe mich nicht von Daniel verabschiedet. Jetzt muss ich das tun, jetzt muss ich mich irgendwie verabschieden von Daniel. Das muss ich machen. In dem Moment kommt von links eine ältere Frau mit einem Kind, etwa ein Jahr alt. Das Kind läuft tapsend mitten über das Labyrinth, kommt zu meiner Parkbank und schaut mich erwartungsvoll an.

Ich sage ‚Hallo‘: Die Frau ruft ungeduldig: ‚Daniel, komm, wir gehen‘: Ich halte inne – unglaublich, in der Mitte meiner Trauer, meines Tun-Müssens kommt ein kleiner Daniel. Und als ob Gott, der für mich sorgt, noch deutlicher mit dem Zaunpfahl winken wollte, ruft die Frau auch noch: ‚Daniel, sag‘ tschüss‘: Heiß und kalt lief es mir den Rücken herunter. Ich habe das auf mich bezogen. Ich beuge mich zu Daniel, streichele ihm sanft über den Rücken und verabschiede mich so von meinem Daniel: ‚Tschüss, Daniel‘: Dann ging der kleine Daniel.

So habe ich meinen Neffen dem Gott anvertraut, der für mich sorgt, und der mich begleitet. Der Ort war

ein profaner Platz im Park, und gleichzeitig war das für mich heiliger Boden, so heilig wie der Boden am brennenden Dornbusch. Noch jetzt, Monate danach, wenn ich davon erzähle, wenn ich versuche das Wunder in Worte zu fassen, noch jetzt berührt es mich.“

Eine zufällige Begegnung auf der Straße wird zum heiligen Boden. Christian Herwartz ist wie die Teilnehmer der Straßenexerzitien überzeugt, dass man aus dem Staunen nicht heraus kommt, wenn man sich in das Versteckspiel Gottes mit den Menschen einlässt.

Die Straßenexerzitien sind eine Form neben vielen anderen, die eigene Gottessehnsucht zu spüren und ihr nachzugehen. Ob Pilgerwege, ein stilles Kloster, Exerzitien in der Großstadt oder noch ganz anders: Menschen unterbrechen ihren Alltag und machen sich berührbar. Und wenn mich jetzt hier auf den Straßen von Berlin einer fragt: „Ich suche Gott, können Sie mir da weiterhelfen?“ Ja was antworte ich da ... Doch, Gott ist auch hier in der Stadt zu finden. Er wartet schon auf dich, da, wo du wahrscheinlich gar nicht erwartest, ihn zu finden.

Herzlichen Dank an Christian Herwartz SJ für die Erfahrungsberichte! Infos zu Straßenexerzitien: www.con-spiration.de/exerzitien

Die redaktionelle und inhaltliche Verantwortung für diesen Beitrag liegt bei Pfarrer Lutz Nehk, katholischer Senderbeauftragter für Deutschlandradio Kultur.

■ Literatur:

Christian Herwartz: Brennende Gegenwart. Exerzitien auf der Straße Echter Verlag, 2011 in der Reihe „Ignatianische Impulse“, herausgegeben von Stefan Kiechle SJ, Willi Lambert SJ und Martin Müller SJ, Band 51

ZUR AUTORIN



Ute Eberl, Berlin
Katholische Theologin
Erwachsenenpastoral
im Erzbischöflichen
Ordinariat Berlin und

Autorin der Sendung Feiertag bei Deutschlandradio Kultur.

„Als ich zum ersten Mal von den Exerzitien auf der Straße hörte – auf den Straßen von Berlin Kreuzberg! –, habe ich ehrlich gesagt eine Gänsehaut bekommen. Exerzitien kenne ich aus Klöstern – aber mitten in der Stadt? Gott finden in den Menschen und Orten, die mir in der Stadt begegnen und um die ich sonst gern einen Bogen mache – respektvolles Sehen und Hören einüben, mich anrühren lassen – so wie Moses, der gespürt hat: hier ist heiliger Boden, hier ziehe ich meine Schuhe aus, weil Gott mir begegnen will! Für mich – als ‚stuhlkreisgeübte‘ Kirchenmitarbeiterin – eine Herausforderung!“

Biblische Anstöße: Gott sei Dank

Lukas 17, 11–19

Gott sei Dank – wem ist dieser Stoßseufzer nicht schon einmal über die Lippen gekommen?

Gott sei Dank – das geht leicht über die Lippen, fast gedankenlos. Für mich gehören Danken und Denken zutiefst zusammen. Wer nachdenkt, wird zum Danken geführt. Denn Danken bedeutet, man hat etwas empfangen und denkt an den, von dem es kam. Dank ist der Blick von der Gabe zum Geber. Ein Blickwechsel ist also angesagt. Nicht ich selbst stehe im Brennpunkt, nicht die Gabe, das Geschenk. Gott sei Dank – ist uns der Adressat des Dankes noch bewusst?

Da sind zehn Männer. Sie sind schwer krank. Aussätzig. Aus der Gemeinschaft ausgeschlossen leben sie isoliert abseits des Dorfes. Kontaktaufnahme verboten. Achtung Lebensgefahr. Jesus überschreitet alle Grenzen. Er durchbricht die Isolation und trifft auf diese erbarwürdigen Gestalten. „Jesus, lieber Meister, erbarme dich unser“, schreien die Kranken. Ein Schrei der Hoffnungslosen und doch voller Hoffnung. Und das Wunder geschieht. Die Kranken werden gesund.

Ich kann mir gut vorstellen wie ihnen das „Gott sei Dank“ über die Lippen gekommen ist. Die Geschichte berichtet aber nur von einem, der umkehrt und laut und öffentlich Gott dankt. Und dieser Mann ist ausgerechnet ein Fremder, ein Ausländer, einer, der eigentlich gar nicht dazu gehört; einer, der nach gängiger Meinung überhaupt nicht im Stande ist, „Gott sei Dank“ zu sagen. Ausgerechnet ihm gehen die Augen auf. Bei ihm vollzieht sich der Blickwechsel. Er entdeckt Gottes Güte. Und die anderen? Von ihnen wird nichts mehr erzählt. Nach ihrem „Gott sei Dank“ sind sie wohl zur Tagesordnung übergegangen. Zurück

in den vertrauten Kreis der Familie, der Freunde und Bekannten. Zurück an ihre Arbeitsstellen. Kurz: zurück in die alten Verhältnisse. Sie sind wieder bei sich selbst gelandet, noch einmal davongekommen. Hauptsache gesund!

Diese neun Männer stehen beispielhaft für das, was uns so oft auszeichnet: Gottes Gaben nehmen wir gerne an, mit dem Geber aber haben wir nicht viel im Sinn. Nehmen und Haben stehen im Vordergrund. „Hat sich sonst keiner gefunden, der wieder umkehrte, um Gott die Ehre zu geben, als nur dieser Fremde?“ fragt Jesus.

Neun zu eins. Dankbarkeit ist nicht die Regel. Dankbarkeit hat keine Konjunktur. Damals nicht und heute auch nicht. Gott sei Dank – ein inflationärer Stoßseufzer! Wo wir seinen wahren Wert neu begreifen, entdecken wir Gründe zum Danken. Unser Leben ist mit guten Gaben ausgestattet. Wir werden sensibel für die kleinen und großen Erfahrungen unseres Lebens. Nun bekommt der Satz: Gott sei Dank wieder seine ursprüngliche Bedeutung.

Der Fremde in der Geschichte gibt ein Beispiel.

Riskieren wir einmal den Blickwechsel weg von der Gabe hin zum Geber. Er eröffnet ganz neue Perspektiven. Nicht nur an diesem Tag. Es könnte eine Lebensperspektive sein.

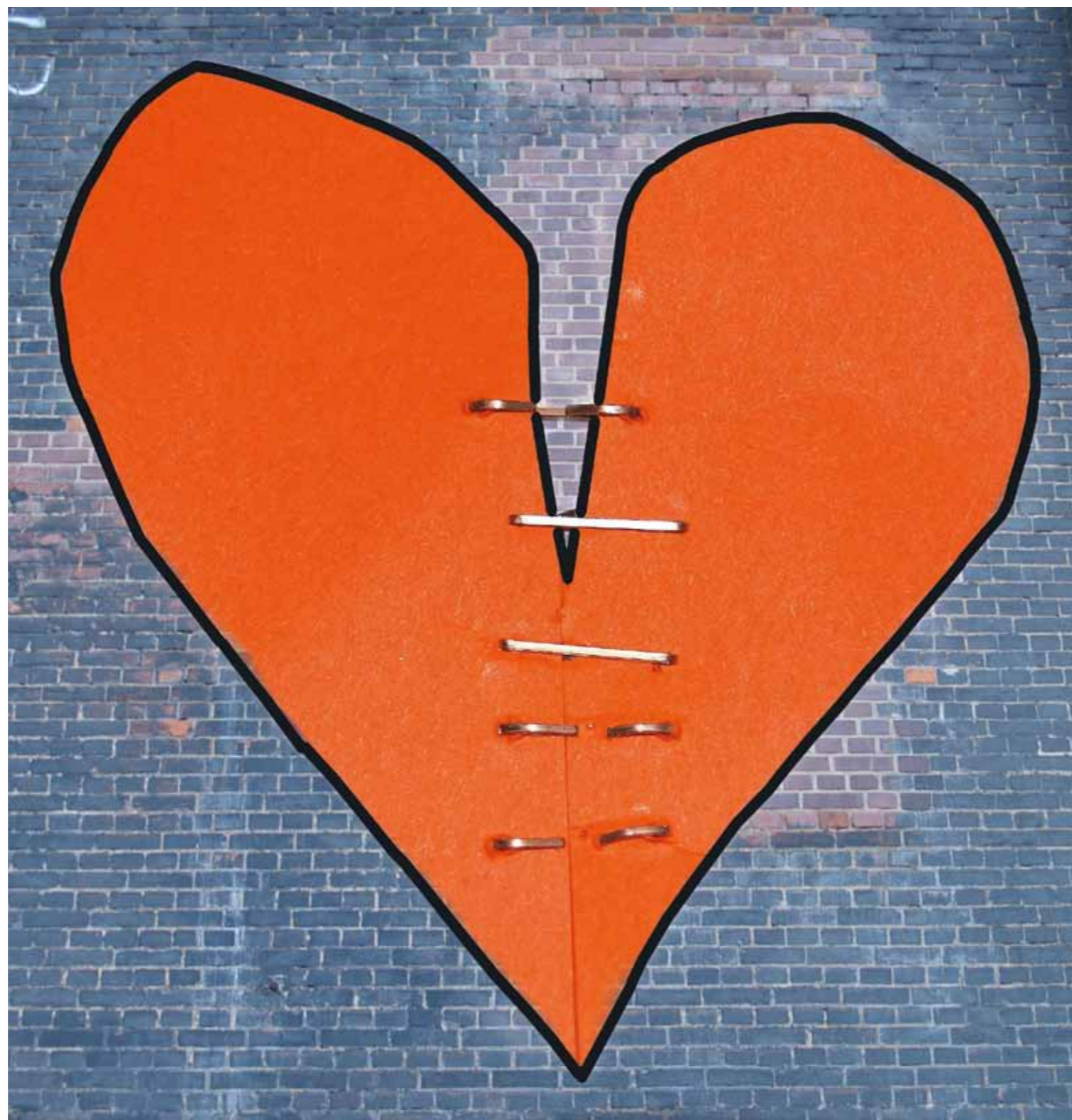
Es gibt genug zu danken. Gott sei Dank! ■

Birgit Winterhoff



Eigentlich geht das wie von selbst

Wie Mission und Diakonie konkret zusammenfinden können



Diakonie und Mission haben es oft schwer miteinander, ja, sie ziehen es sogar oft vor, nebeneinander zu laufen. In unserer Kirche ist das in vielen Landeskirchen der Fall: Statt das Gemeinsame zu suchen, sind die Kontakte oft mehr als rar. Jeder ist mit sich beschäftigt, und nicht selten gibt es da auch ein bestimmtes Revierförstertum, nach der Losung, komm mir ja nicht in die Quere!

Dabei sollte das ja gar nicht sein können. Jesus, der seine Kirche zu Mission und Diakonie beauftragt hat, hat selbst zusammengehalten, was wir so oft trennen. Er hat gelehrt und geheilt, und mal hatte das eine den Vorrang und mal das andere. Es ging nie ohne das klärende Wort, aber die helfende Tat gehörte dazu. So haben es auch unsere pietistischen Väter gesehen, die Evangelisation und soziale Aktion gleichermaßen praktiziert haben. Johann Jakob Spener, August Hermann Francke und wie sie alle heißen, – nichts anderes wollten sie, als beides beieinander zu halten. Und ich bin überzeugt davon: Wenn eine Evangelisation wirklich gesegnet war, dann wachsen auch soziale

■ *Jesus, der seine Kirche zu Mission und Diakonie beauftragt hat, hat selbst zusammengehalten, was wir so oft trennen.*

Früchte. Das war damals so, und das geschieht auch heute. Wenn unsere Kirchen das nicht selbstverständlich praktizieren und in ihnen die Diakonischen Werke und die Missionarischen Ämter, dann ist etwas grundlegend falsch in unserer kirchlichen Praxis.

„Laib und Seele“ in Berlin

Nun weiß ich, wie schwer die Wege sind und wie viel man lamentieren kann, ohne etwas zu verbessern. Deshalb erzähle ich einfach von einem Projekt in Berlin, an dem ich seit über drei Jahren beteiligt bin und bei dem wirklich zusammenkommt, was zusammengehört. Es ist die Aktion „Laib und Seele“, die in unserer Gemeinde in Berlin-Zehlendorf seit Mai 2008 angeboten wird und die in ganz Berlin weit verbreitet ist. Erwachsen ist sie aus der bekannten „Berliner Tafel“. Damit ist gemeint, dass Bedürftige eingeladen werden, im Sinne des Wortes zu tafeln bzw. Woche für Woche das Nötige zu bekommen, um zuhause genug zu essen zu haben. Dahinter steht die Einsicht, dass es doch mehr als schlecht ist, wenn Lebensmittel, die nicht mehr verkauft werden dürfen, obwohl sie noch essbar und schmackhaft sind, weggeworfen werden. Und das geschieht ja mehr als reichlich. „Berliner Tafel“ heißt also: Solche Lebensmittel werden von den Geschäften abgeholt und an bestimmten Stellen in Berlin an Bedürftige verteilt. Die Kirche hat sich dieser Aktion unter dem eigenen Titel „Laib und Seele“ angeschlossen. Gemeint ist damit, dass sie wohl mitwirken will bei der Verteilung dieser Lebensmittel, dass sie das aber als Kirche tun will, d. h. dass sie auch Angebote für die Seele damit verbindet.

Wie es nun praktisch aussieht

Wie sieht das nun praktisch aus? Eine Ehrenamtliche unserer Gemeinde, im Hauptberuf Tierärztin, hörte einen Radiobericht über eben dieses Projekt. Das hat sie so begeistert, dass sie einen Kreis von ca. 30 Personen zusammenholte und über das Projekt informierte. Und es geschah bei uns, was ihr geschehen war. Wir waren begeistert. Und selbst ich, der ich mich in meinem frischen Ruhestand nicht schon wieder jahrelang binden wollte, konnte nicht anders. Ich wollte dabei sein.

Und so kam es dann. Viele Mitarbeitende sind seitdem in jeder Woche (ohne Ausnahme in jeder Woche und das völlig ehrenamtlich) vom Montag an damit beschäftigt, Lebensmittel bei solchen Geschäften abzuholen, die ihre Bereitschaft erklärt haben, mitzuarbeiten. Am Dienstagmorgen werden die Kostbarkeiten dann ausgelegt, – bei uns heißt das, dass im Vortragsraum neben der Kirche ein großer Tisch zur Verfügung gestellt und mit unzähligen Lebensmitteln beladen wird. Und ca. 20 Mitarbeitende erwarten dann die vielen Bedürftigen, und es sind viele. Allein zu unserer Ausgabestelle kommen Woche für Woche über 100 Menschen, Zwischen 12 und 14 Uhr ist Ausgabezeit, und dann stehen die Leute in Reih und Glied oder sie sitzen draußen oder drinnen mit Kaffee und Kuchen und warten darauf, dass sie aufgerufen werden. Jeder Bedürftige wird dann von einem Mitarbeitenden begleitet und kann angeben, was er oder sie haben will. Das Ganze kostet einen Euro; teilnehmen kann man nur nach Registrierung. Es könnten sich ja sonst Leute dazwischen schieben, die gar nicht bedürftig sind oder aus Bezirken kommen,

■ *An sich ist das schon eine Menge, auch für die Seele, wenn wir die Bedürftigen umsorgen und sie nicht nur als Kunden sehen, die ihre Ware bekommen.*

wo schon eine eigene Ausgabestelle besteht.

Das Ganze erleben und gestalten wir ausgesprochen diakonisch. Die Menschen, die kommen, sind nicht nur Kunden, sie werden auch als Menschen in Not angesprochen. Wir haben inzwischen Fachleute unter uns, die Wege öffnen zu sozialen Einrichtungen oder zu psychologischen Beratungsstellen. Wir bieten ihnen Kaffee und Kuchen an, und auch sonst sollen sie es schön bei uns haben. Deshalb ist auch die Kirche geöffnet, und wenn es dann im Winter kalt ist, dann bekommen sie Decken, – die im Übrigen die Möbelfirma IKEA gestiftet hat. 60 Wolldecken haben wir zur Verfügung, und das sieht dann wirklich sehr warm und menschlich aus, wenn die Leute in den Kirchenbänken eingehüllt in ihren gelben Decken sitzen und nicht frieren müssen.

Diakonie und Mission

Was hat das nun alles mit „Seele“ zu tun? An sich ist das schon eine Menge, auch für die Seele, wenn wir die Bedürftigen umsorgen und sie nicht nur als Kunden sehen, die ihre Ware bekommen.

Aber da ist noch etwas anderes. Wir haben die Kirchentüren nicht nur auf, um den Kunden Platz anzubieten. Wir bieten ihnen in der Kirche regelmäßig vor der Ausgabe eine Andacht an. Die nennen wir dann meist anders, aber wir wollen die Leute auch mit dem christlichen Glauben in Verbindung bringen, und das in höchstens 15 Minuten. Wir wollen ihnen deutlich machen, dass gerade der Glaube an Christus tragende Kraft bekommen kann mitten in den Schwierigkeiten des Lebens und dass Jesus der wirklich einzige Trost im Leben und im Sterben ist. Wir wollen ihnen neben der materiellen Hilfe auch geistliche Hilfe anbieten, denn „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein ...“

Seit dreieinhalb Jahren bin ich nun bei den Andachten beteiligt, und das ist jedes Mal eine ganz neue Herausforderung. Da sitzen sie nun, die von Kirche und Glauben kaum etwas wissen und erst recht nicht viel davon halten. Da sind sie, kritisch, müde, vom Leben gezeichnet, enttäuscht, und doch sehnsuchtsvoll nach wahren Leben, doch mit beiden Ohren zuhörend. Da sitzen sie, die sog. Konfessionslosen, die wir sonst mit unseren Angeboten gar nicht erreichen. Aber da sitzen auch sie, unsere Mitarbeitenden, die so wunderbar ehrenamtlich mitarbeiten, aber selbst den geistlichen Dingen gegenüber oft sehr zurückhaltend sind. Man hat eben seine Erfahrungen ...

Ein ganz neuer Zugang

Und das ist nun sehr spannend. Wovüber spreche ich? Im Februar natürlich über den Karneval und über die Masken, die wir uns aufsetzen. Dafür setze ich zu Anfang auch selbst eine Maske auf. Ich möchte die Zuhörenden gern zu dem Gott hinführen, vor dem wir keine Masken brauchen, der uns bedingungslos liebt. Und wenn die Fußball-WM ist, wie vor gut einem Jahr, dann bringe ich einen Fußball mit und erzähle, was die Fußballregeln mit den 10 Geboten zu tun haben. Und die großen Feste der Christenheit: Was bieten sich da für Chancen, den oft völlig ahnungslosen Menschen zu erzählen, was es damit auf sich hat. Oder ich spreche über den Segen und lade dann dazu ein, dass sie den Segen einmal ganz neu für sich hören. Und, und, und. Für mich hat sich die Predigtlehre damit noch einmal neu erschlossen. Ich buchstabiere, was ich den Menschen sagen kann und wie das gehen kann. Und natürlich muss das alles ohne jedes Manuskript in der Hand gehen. Frei stehend vor ihnen, ihnen ganz zugewandt. Mit viel Liebe zu ihnen.

Vieles kommt in Bewegung

So und ähnlich machen wir das, das Andachtsteam. Inzwischen haben wir auch im Altarbereich eine Schale bereitgestellt, mit Sand gefüllt, in die die Menschen eine Kerze stecken und sie anzünden können. Eine Bedürftige hat sogar eine Christusikone gemalt und uns zur Verfügung gestellt. Die steht auch da. Und wir haben einen kleinen Behälter mit einem Schlitz aufgestellt. Da können die Kunden Gebetszettel hineinlegen. Unser Gebetsteam betet dann ganz konkret für ihre Anliegen. Ja, ohne Seelsorge geht das Ganze nicht, vor

und nach den Andachten und auch mittendrin. Inzwischen singen wir auch regelmäßig, ja es hat sich sogar eine kleine Musik-Band mit vier Bedürftigen gebildet, die auch schon aufgetreten sind.

Und das ist noch nicht alles: Regelmäßig bieten wir ja in unserer Gemeinde Glaubenskurse an, hier zum 7. oder 8. Mal den Alphakurs, weil er sich schon sehr bewährt hat und erstaunlicherweise ganz Außenstehende erreicht. Dazu laden wir ein, und was ist vor einem dreiviertel Jahr passiert? Fast 10 Personen aus dem Kreis der Bedürftigen haben teilgenommen, und wie! Inzwischen sind frühere Teilnehmer aus Alpha-Kursen Mitarbeiter von „Laib und Seele“ geworden. Einer will sogar Missionar werden. Und immer

■ *Wir wollen ihnen neben der materiellen Hilfe auch geistliche Hilfe anbieten, denn „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein ...“*

wieder sind jetzt Bedürftige im Gemeindegottesdienst oder in unserem „Anderen Gottesdienst“ zu sehen.

So ist vieles in Bewegung gekommen, und es geht noch weiter. Zwischendurch ist es auch ganz wichtig, die Mitarbeitenden für sich zu nehmen, Konflikte zu bearbeiten und Gemeinschaft zu pflegen. Und die Beziehung zwischen Mitarbeitenden und Kunden muss auch immer wieder Thema sein. Damit nicht die einen zu sehr als Geber erschienen, die anderen aber nur als Empfänger. Es ist und bleibt spannend.

Da hat sich nun also im Gemeindegottesdienst etwas ereignet, was uns im großen kirchlichen Kontext oft so schwer vorstellbar ist. Diakonie und Evangelisation begegnen sich, ja ergänzen sich in einer für mich einzigartigen Weise. Diakonie kommt nicht schweigend daher und Mission nicht drohend oder dränglerisch. „Laib und Seele“, – der Titel sagt alles. Hauptsache, das „und“ beschreibt auch weiterhin das Miteinander und das Ineinander, so, wie es Jesus gemeint und gewollt hat – und wie er es heute von uns erwartet. ■

Hartmut Bärend

ZUM AUTOR



Hartmut Bärend, geboren 1942, verheiratet, drei Kinder, war theologischer Mitarbeiter und persönlicher Referent der Bischöfe Kurt Scharf und Martin Kruse in Berlin; Direktor der Arbeitsgemeinschaft MBK in Bad Salzflufen und Generalsekretär der Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD), Berlin. Seit 2007 ist er im Ruhestand.

Nahe bei den Menschen

... den Kleinen, den Armen, den Kindern, den Schuldigen, den Schwachen

Zur Diakonie in der missionarischen Gemeinde



I. Die Leutseligkeit Gottes

„Leutseligkeit!“ Es ist ein altes Wort. Das Wörterbuch gibt als Auskunft „freundlich und gern mit anderen Menschen zusammen“. Es konnte aber auch einen kritischen Beiklang haben, wenn Gutsherren die Vorgesetzten ihrer Arbeiter kritisierten, sie würden sich zu sehr mit diesem

„niederen Volk“ abgeben. Sie sollten nicht so „leutselig“ sein!

Doch die Bibel schämt sich nicht, von der „Leutseligkeit Gottes“ zu sprechen. In der alten Lutherübersetzung finden wir den Ausdruck in Titus 3,4: „Da aber erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes, unsers Heilandes, der uns

nach seiner Barmherzigkeit selig machte ...“

Die Evangelien bebildern und erzählen, dass Jesus „selig“ war, wenn er bei den Leuten war, besonders bei den einfachen: „Vater, ich preise dich, dass du es den Unmündigen offenbart hast.“ Er heilt Kranke und segnet Kinder. Er lässt es sich gefal-

len, dass ihn eine „Sünderin“ salbt. Er nimmt eine Schürze, um seinen Jüngern die Füße zu waschen. Wir lesen, dass er – was sich damals als Mann nicht gehörte – mit einer Frau ihr verpfushtes Lebens bespricht, oder wie er sich mit Männern streitet, um eine andere Frau vor der Steinigung zu retten. Er holt Zachäus vom Baum und kehrt in sein Haus ein. Es muss Jesus so zu den Menschen gezogen haben, dass manche Anlass fanden, ihn einen „Fresser und Weinsäufer“ zu nennen. Er hat kein eigenes Wohnhaus, baut keine Kirche, in die alle kommen sollen. Vielmehr nimmt er sich die Freiheit, im Land umher zu ziehen, um Menschen anzusprechen und um für sie ansprechbar zu sein. Er lebt das „Geht hin!“ vor, und zwar intensiv, bevor er es seinen Jüngern zurufen wird.

II. Von der Logik Jesu zur Logik der Gemeinde

Wenn Matthäus seinem Evangelium am Schluss die Krone aufsetzt mit dem Satz, dass die Jünger andere Menschen „zu Jüngern (Jesu) machen sollen“ (Kap. 28,18), dann sollten wir alle diese Jesusgeschichten vor Augen haben. Denn nur vor diesem Hintergrund verstehen wir den Missionsbefehl. Wir werden dann Michael Herbst zustimmen: „Ich glaube, dass das in der Logik des Matthäusevangeliums, also in der Logik Jesu, bedeutet, die Liebe zu Gott in der Liebe zum Nächsten so zu leben, dass wir Beziehungen zu den Kleinen, den Armen, den Kindern, den Schuldigen, den Schwachen aufbauen. Wir dürfen das Sendungswort in Mt. 28 nicht ohne den Rest des Evangeliums lesen. Ein Jünger zu sein oder zu werden, hieß doch: zu tun, was der

Jünger den Meister tun sieht, und das war Fürsorge für den kranken Leib und die wunde Seele, eine Fürsorge, für die es selbstverständlich war, dem leidenden und armen Mitmenschen das zu schenken, was wirklich heil macht: nämlich ein neues Verhältnis zu Gott als Vater. Und ich glaube, dass jenseits aller unserer Modelle dies ein entscheidender Schritt für eine evangelisierende Gemeinde im 21. Jahrhundert sein wird.“ (M. Herbst, *Evangelisation und Gemeindeaufbau*, in: *Dein ist die Kraft. Für eine wachsende Kirche*, Neukirchen 2007, S. 81 [Vortrag beim Theologenkongress in Leipzig 2006])

■ **Jesus lebt das „Geht hin!“ vor, und zwar intensiv, bevor er es seinen Jüngern zurufen wird.**

■ 1. Die zweite Meile gehen

Was das heißt? Ich habe es einmal so erlebt:

Ein Gemeindeglied holte mich am Bahnhof ab und fuhr mich in das abgelegene Dorf zum Veranstaltungsort, wo ich zu einem Seminar mit dem Kirchenvorstand eingeladen war. Was er denn so mache, frage ich den freundlichen Fahrer. „Ich bin Totengräber“, antwortet er und schaut mich an, um zu sehen, wie ich reagiere, „und ich helfe in der Gemeinde mit, wofür man mich eben braucht.“ Er kommt ins Erzählen. Ihm mache seine Arbeit Spaß, obwohl das ja nicht ganz das richtige Wort dafür sei. Aber wenn Angehörige von Verstorbenen am Samstag mit ihm über den Friedhof gingen, um eine Grabstelle auszusuchen und sich für die Unannehmlichkeit, dass es Samstag sei, entschuldigen, sage er: „Sie haben es viel schwerer als ich. Ich mache das gern.“ Und er komme bei diesen Gängen oft ins Gespräch über das Leben der Verstorbenen, über die Trauer der Angehörigen, und er spreche mit ihnen über den Glauben. Dann sagt er unvermittelt: „Und die Ein-Euro-Jobs sind auch eine gute Sache!“ Er habe vier solche Mitarbeiter auf dem Friedhof. Alle seien sie irgendwann aus der Kirche ausgetreten. Aber es sei doch nicht in Ordnung, so mit der eigenen Taufe umzugehen! Das habe er ihnen klar gemacht. Inzwischen seien drei von ihnen wieder eingetreten.

In der Schlichtheit und dem selbstverständlichen Mut, von dem dieser Mensch völlig uneitel erzählte, liegt für mich eine große Kraft und Klarheit.

Das ist unser Lernfeld: Mission diakonisch und Diakonie missionarisch zu leben, indem wir Menschen

in Lebensprozessen ein Stück des Weges begleiten.

Eine Kirchengemeinde ist ein idealer Ort, um dies zu tun.

■ 2. „(be)suchen und finden“

Dass die neuzeitliche Diakonie nicht mit dem Aufbau großer Hilfsstrukturen anfing, sondern mit einer gemeindlichen Besuchsdienst-Arbeit, wissen die, die sich näher mit dem Leben Johann Hinrich Wicherns befasst haben. Als Pfarramtskandidat (er ist nie Pfarrer geworden) war Wichern Leiter einer „Sonntagsschule“ im Hamburger Stadtteil St. Georg, einem sozialen Brennpunkt. „Sonntagsschule“ – das war eine diakonisch-missionarische Gemeindeinitiative. Sie bestand darin, dass man Kinder aus Elendsquartieren sammelte, die vor allem aufgrund der damals üblichen Kinderarbeit während der Woche keine Schule besuchen konnten. In dieser „Sonntagsschule“ lernten sie lesen, schreiben und rechnen. Klar, es war nur ein Tropfen auf den heißen Stein, aber einschneidend genug, um Wichern zum Begründer und „Vater der Inneren Mission“ werden zu lassen.

In einem Aufsatz mit dem vielsagenden Titel „Hamburgs wahres und geheimes Volksleben“ schreibt der 24-jährige Wichern detailliert von seinen Besuchen bei verwaisten Familien, z. B. von einem „Knaben Sievers“: „Der Vater (Trunkenbold) ... prügelt ihn fürchterlich, so dass die Nachbarn ihm zu Hilfe kommen wollten ... Den ersten Rat zum Entlaufen hat er von dem kleinen Ameis erhalten. Dieser Junge ist aus dem selben Grunde entlaufen wegen der Schläge, weil er jede Nacht sein Bett verunreinigt ... Früher wohnten die Sievers auf einem Saal unter Dach, da war es so windig und zugig und regnete es hinein, dass der Knabe

■ „Die Liebe hat das scharfe Auge!“, sagt Wichern.

Ob wir ein solches Auge

auch für unsere Kinder im

Kindergarten, für unsere

Konfirmanden und Jugend-

lichen, für die Kranken und

Alten haben?

einen Augenschaden bekam ... Im Sommer geht er mit seiner Mutter Holz suchen. Zu Hause essen sie Tag aus Tag ein trockene Kartoffeln mit Essig, Pfeffer und Mehl. Das Mehl kostet täglich 2 Schilling, aber die Sauce reicht 2 Tage hin, also täglich 1 ½ Schilling.“

Klaus Teschner fügt dem Bericht Wicherns als Kommentar hinzu: „Soweit kann die aufsuchende Liebe also kommen, dass sie sich für Kartoffeln mit Sauce interessiert!“ (Klaus. Teschner, Das Volk – Die Vereine – Die Kirche. Wicherns erste Schritte zur Volks-Mission, in:

M. Herbst/U. Laepple, Das missionarische Mandat der Diakonie, BEG 7, Neukirchen 2010, 2. Aufl., S. 97).

„Die Liebe hat das scharfe Auge!“, sagt Wichern. Ob wir ein solches Auge auch für unsere Kinder im Kindergarten, für unsere Konfirmanden und Jugendlichen, für die Kranken und Alten haben? Und ob der Satz für unsere Gemeinde stimmt, den der Diakoniker P. H. Zellfelder-Held schreibt: „Niemand als die Gemeinde ist kompetenter für das, was im Stadtteil, im Ort los ist, wie es den Menschen geht, wo die Nöte sind, was sie brauchen.“ (Solidarische Gemeinde. Ein Praxisbuch für diakonische Gemeindeentwicklung, Neuendettelsau, 2002, S. 20) Bei einem mir gut erinnerlichen Besuchprojekt am linken Niederrhein vor Jahren hörte ich bei der Auswertung immer wieder: „Wir kannten diese Ecken unseres Ortes gar nicht.“ „Wir wussten gar nicht, dass hier Menschen in betreutem Wohnen oder dass hier Asylanten und Arme wohnen!“ Aber nun kannten sie „diese Ecken“.

Besuchsdienst-Arbeit ist Gemeindeerkundung – wobei „Gemeinde“ hier auch „Kommune“ meint. Gemeindeerkundungen führen zu Begegnungen und zum Aufbau von Beziehungen. Von Natur aus sind wir samt unseren Gemeinden allerdings eher begegnungsscheu und milieuerengt. Wir neigen dazu, nur unsersgleichen begegnen zu wollen. Begegnung mit denen, die anders sind als wir, ist aber eine Übung, der wir uns um Jesu willen stellen sollten: beim Begrüßen, beim Besuchen, bei der Feier des Abendmahls, im Alltag. Denn die Kleinen, die Armen, die Kinder, die Schuldigen, die Schwachen sollen wissen und erleben dürfen: Bei der Gemeinde – da sind wir willkommen!

■ 3. Heilende Dienste in der Gemeinde entdecken und leben

„Wir brauchen Gemeinden, von denen heilende Kräfte ausgehen, Orte, an denen sich das Evangelium heilsam auf Geist, Seele, Körper und die verletzten Sozialbeziehungen von Menschen auswirkt. Gemeinde Jesu Christi – das ist nicht nur ‚ein Land des Glaubens‘. Das ist ... ein ‚Heil-Land‘. Es gilt, ein neues Bewusstsein zu wecken für die Teilhabe aller Gemeindeglieder am heilenden Dienst der Kirche Jesu Christi“ (Burghard Krause, zit. bei Ulrich Laepple, Gemeinde als Heil-Land, AMD-Studienbrief D 23, S. 2)

In einem Workshop mit Besuchsdienst-Mitarbeitenden zum Thema „Segen und Segnen“ schien für die meisten klar: „Das darf nur der Pfarrer“, nämlich segnen. Wir versuchten nicht nur, diese Verengung mit Hinweis auf ein biblisch-theologisches Gemeindeverständnis zu korrigieren, sondern übten auch das Segnen selber ein. „Legen Sie bitte einmal die Hand auf die Schulter Ihrer Nachbarin und sprechen Sie: ‚Der Herr segne dich!‘ Sie taten es zögernd – und bei einigen liefen sofort die Tränen. Es sollte doch nur eine Übung sein, aber es war schon der Ernstfall. Wir lernten dabei: Geschenkte Nähe ist etwas Kostbares. Berührende, segnende Nähe ist eine Gottesgabe. Und sie macht auch diejenigen dankbar, die sie weitergeben dürfen.

Persönliches Segnen gehört zu den heilenden Diensten der Gemeinde. Manche erweitern sie durch die **Salbungshandlung** wie in der Thomasmesse. Taizé-Andachten können mit dem Angebot der Segnung verbunden werden. Auch die Befreiung von Belastungen und die Heilung von Erinnerungen durch **Beichte und Vergebung** ist ein heilender Dienst. Die **Neuentdeckung des**

Krankengebets (auf der Spur von Jak. 5, 13–16) gehört in immer mehr Gemeinden neben den Krankenbesuchen, dem Krankenabendmahl und der Fürbitte im Gottesdienst zur seelsorgerlichen Praxis der Gemeinden. Auch **in Hauskreisen** können, im Schutzraum einer tragenden Gruppe, heilende Prozesse ausgelöst werden.

Wir haben in den Gemeinden weithin keine überzeugenden Angebote für **Menschen in Trauer**. Das gemeindliche Angebot endet meist mit der Bestattung. Das ist ein Missstand. Jürgen Dusza öffnet uns in seinem Buch „Trauerbegleitung in der Gemeindepraxis“ die Augen für

die tragende Rolle, die die Gemeinde für der Trauerbegleitung spielen kann: Sie reicht vom Beisein beim Sterben über das Trauergespräch, die Bestattung, den Besuch bei Trauern, das Angebot einer Trauergruppe und der kleinen Feier des Totengedenkens bis hin zur Einrichtung eines Trauercafés. Trauern ist ein komplizierter Prozess. Sie braucht ihre Zeit. Die Gemeinde kann ein Netz von Menschen, Räumen und Gelegenheiten anbieten, in dem Wunden des Verlusts heilen.

Aber heilende Dienste in der Gemeinde ergeben sich nicht von allein. Wir sollten für die heilende Dimension des Gemeindegemeins ein Bewusstsein schaffen, diese Dienste durch Schulung, Beauftragung und durch die Verkündigung fördern – wobei nichts davon zur „Masche“ werden darf, zur bloßen Technik oder auch nur zur unreflektierten Selbstverständlichkeit.

Eine eindrückliche Weise, psychisch verwundete und labil gewordene Menschen in der Gemeinde zu begleiten, ist die Selbsthilfe-Arbeit der „endlich-leben-Gruppen“. Dem steigenden Druck und den vielfältigen Anforderungen des Alltags sind viele Menschen nicht mehr gewachsen. Sie verstricken sich in Verhaltens- und Reaktionsmuster, in denen sie eigentlich gar nicht leben wollen. Sie spüren: „So kann es mit mir nicht weitergehen!“

Nach einem (den „Anonymen Alkoholikern“ in der Form ähnlichen, inhaltlich aber anders verlaufenden) 12-Schritte-Programm bietet die Selbsthilfe-Arbeit von **endlich-leben-Gruppen** den Menschen Wege aus zerstörerischen Abhängigkeiten und ungesunden Verhaltensweisen an. Viele Gemeinden haben mit dem Netzwerk „endlich leben“ und der Einrichtung von solchen Gruppen

■ **Trauern ist ein komplizierter Prozess. Sie braucht ihre Zeit. Die Gemeinde kann ein Netz von Menschen, Räumen und Gelegenheiten anbieten, in dem Wunden des Verlusts heilen.**

gute Erfahrungen gemacht (vgl. www.endlich-leben.net und andere Fundstellen zum Stichwort).

■ 4. Als Gemeinde Anlaufstelle im Gemeinwesen sein

„Gemeinwesendiakonie“ ist ein Stichwort, das in Kirche und Diakonie heute oben auf der Tagesordnung steht. Sie bedeutet Präsenz und Aktion der Gemeinde im sozialen Lebensraum – in Mehrgenerationenhäusern oder in Gemeindehäusern. Gemeindehäuser können heute nicht mehr überall gehalten werden. Sie werden darum häufig umgewidmet und von Kommune und Kirchengemeinde genutzt, d.h.: beide bieten Räume, Veranstaltungen und Dienste am gleichen Ort an. Das führt ganz natürlich zu Informationsaustausch und zu Kooperationen.

Auch gemeindliche „Familienzentren“ gehören zu Beispielen einer Gemeinwesendiakonie, bei denen die Arbeit der Gemeinde in die soziale Öffentlichkeit des jeweiligen Ortes hineinragt. In einem sozialen Brennpunkt Berlins, dem Märkischen Viertel, haben sich zwei landeskirchliche Gemeinden zusammengetan, um im Quartier, das ein hohes Maß an Kinderarmut, Schulproblemen, materieller Not bis hin zur Verwahrlosung zeigt, besser präsent zu sein. Das Familienzentrum schafft Vernetzung mit anderen sozialen Organisationen der Kommune, auch Schulen. In der Zukunftswerkstatt der Gemeinde entstanden als Arbeitszweige des Zentrums eine Hausaufgabenhilfe, ein Begegnungscafé und ein „Streetteam“, das „draußen“ in der Öffentlichkeit auftritt und diverse Hilfen anbietet.

Eine freikirchliche Gemeinde, die eine KiTa zum Familienzentrum ausgebaut hat und Bildung, Beratung und Integration mit gemeindlichen

■ *Den vielen Kindern und Eltern sowie den Großeltern wollen wir diese wichtigste Nachricht der Welt weitergeben. Dafür suchen wir immer wieder neue Wege der Kommunikation und der Beteiligung.*

Veranstaltungen zu verbinden sucht, zieht das Fazit: „Die Kirchengemeinde erlebt das Familienzentrum bereichernd durch eine größere Zahl an Kontakten zu Eltern, die keinen Gemeindebezug haben, durch einen erweiterten Kreis von Ehrenamtlichen aus der Elternschaft, die sich mit Enthusiasmus und Idealismus einbringen. Als Familienzentrum in christlicher Trägerschaft verstehen wir unseren Auftrag diakonisch und missionarisch. Besonders das ‚Missionarische‘ erfordert sensibles Vorgehen und transparentes Handeln. Den vielen Kindern und Eltern sowie den Großeltern wollen wir diese wichtigste Nachricht der Welt weitergeben. Dafür suchen wir immer wieder neue Wege der Kommunikation und der Beteiligung.“ (Beide Beispiele aus mi-di, AMD-Informationszeitschrift zu Mission und Diakonie, Nr.7, 2011, S. 2ff). ■

Ulrich Laepple

Literatur:

- Paul-Hermann Zellfelder-Held, Solidarische Gemeinde. Praxisbuch für diakonische Gemeindeentwicklung, Neuendettelsau, 2002
- Ulrich Laepple, Gemeinde als Heil-Land, Studienbrief der AMD (D 23), 2006
- Rabea Rentschler, Ulrich Laepple, Kirche mit Herz und Hand. Wie Gemeinden ihr diakonisches Potenzial entfalten können, Aslar 2009
- Michael Herbst, Ulrich Laepple, Das missionarische Mandat der Diakonie. Impulse von Johann Hinrich Wichern für eine evangelisch profilierte Diakonie im 21. Jahrhundert, BEG 7, Neukirchen, 2010, 2. Aufl.
- Jürgen Dusza, Trauerbegleitung in der Gemeindepraxis. Ein Plädoyer für die Kirche am Ort, Neukirchen, 2011
- Hans Höroldt, Volker König (Hrsg.), Gemeinde und Diakonie: erleben – verstehen – gestalten. Düsseldorf 2011
- mi-di – eine Informationsschrift der AMD zu Mission und Diakonie (kostenloser Bezug, s. auch unter www.midi-netzwerk.de)

ZUM AUTOR



Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste (AMD) Berlin

Pfarrer Ulrich Laepple verantwortet den Fachbereich „missionarisch-diakonischer Gemeindeaufbau“ bei der

Biblische Anstöße:

Tun, was dran ist – Maria und Martha

Lukas 10, 38–42

Im Reichsmuseum in Amsterdam hängt ein faszinierendes Bild.

Es stellt die Begegnung zwischen Jesus und den beiden Schwestern Maria und Martha auf ganz eigene Weise dar. Der Betrachter schaut mitten in eine große Küche hinein. Ein prächtiger Anblick! Feinschmeckern und Hobbyköchen lacht das Herz im Leib. An einem gewaltigen Herd brät und kocht es. Das Küchenpersonal ist rastlos bei der Arbeit. Mitten in der Betriebsamkeit steht eine Frau, eine Gastgeberin. Sie hat die Situation im Griff. Für den Gast sollen Küche und Keller das Beste liefern. Eins ist allerdings merkwürdig. Wenn man vor dem Bild steht, fragt man sich unwillkürlich: Wo ist der Gast? Erst beim zweiten Hinsehen merkt man, dass der Maler die Küchentür einen Spalt weit geöffnet hat. Durch diesen Spalt sieht man den Gast, weit weg und sehr klein. Er sitzt im Hintergrund und redet. Und eine Frau hört ihm zu. Hat sie nichts anderes zu tun?

Das Bild ist eine schöne Illustration der Begegnung Jesu mit den beiden Schwestern Maria und Martha. Als Jesus in ihrem Haus als Gast einkehrt, nutzt Martha die Gelegenheit, um ein ordentliches Festmahl auf die Beine zu stellen. Gäste sind willkommen und immer gern gesehen. Sie bringen ein Stück Welt und Leben ins Haus und nehmen beste Erinnerungen an die gastliche Aufnahme mit. Martha arbeitet gern. Während Martha ihre Möglichkeiten zu geben nutzt, gebraucht ihre Schwester Maria die Möglichkeit zu nehmen. Sie nimmt sich Zeit zum Hören. Was sie empfängt? Worte. Worte, an die sich halten kann. Worte, die ihr helfen, Gott zu verstehen.

Welcher Frau gehören unsere Sympathien? Der rastlosen fleißigen, tüchtigen Martha, die sich um alles



kümmert und darum niemals zur Ruhe kommt? Oder der zurückhaltenden, nachdenklichen Maria? Kritische Anmerkungen fallen einem zu beiden Frauen ein.

Es geht in der Erzählung, die Lukas aufgeschrieben hat, nicht um zwei miteinander konkurrierende Typen, die man je nach Sichtweise gegeneinander ausspielen könnte. Es geht auch nicht um ein ausgewogenes Verhältnis von Arbeit und Besinnung. Die Schwestern müssen sich vielmehr die Frage gefallen lassen, worauf es in der konkreten Situation ankommt. Was ist gerade jetzt wichtiger?

Wie verhält sich Jesus? Er sagt zu Maria: „Eins aber ist not. Maria hat das gute Teil erwählt.“

Wenn Jesus zu Gast ist, geht es zuerst um das Empfangen. In der Begegnung mit ihm stellt sich heraus, dass der Mensch nicht von dem lebt, was er tut, sondern von dem, was er von Gott empfängt.

Die Geschichte hält uns einen Spiegel vor. Wir sollen das eine, das notwendig ist, begreifen. Das Hören auf Jesus und sein Wort muss Priorität haben. Und: Gespräche sind oft wichtiger als Geschäfte. Allerdings: Wer empfängt, kann geben. Wer anderen Empfangenes vorenthält, macht sich schuldig. In beidem, im Nehmen und Geben, in dem, was wir heute tun und lassen, sind wir auf Jesus angewiesen. ■

Birgit Winterhoff

Sehnsucht & Erlaubnis



Es beginnt wohl immer mit einem Wunsch. Man nimmt eine Lücke wahr und träumt davon, sie füllen zu können. Man vermisst zum Beispiel eine bestimmte Altersgruppe in der Kirche und würde sie gerne gewinnen und so plant man, ihr etwas anzubieten, etwa einen Jugendgottesdienst.

Ich sehne mich danach, spirituell Kreativen das christliche Gottvertrauen zu vermitteln und die Kirche als Dach für ihre Seele. Ich wünsche mir, dass es Räume gibt und Formate, die meine Freundinnen ansprechen. Gemeinsam mit meiner Gemeinde in der Großstadt sehne ich mich danach in der Kirche ein Zuhause für junge Erwachsene zu schaffen, für Performer und Experimentalisten, Arrivierte und Lebenskünstler/innen. Es beginnt mit einer Sehnsucht. Und dann braucht es eine Erlaubnis!

Wer eine bestimmte Zielgruppe erreichen möchte, muss sich das erlauben. Es braucht ein Eingeständnis: Ja, wir erreichen nicht alle. Es braucht eine Verabredung: Ja, wir wollen nicht nur die ansprechen, die sich schon angesprochen fühlen. Es braucht auch die Einsicht:

Die Entscheidung für eine Gruppe, wird auch bedeuten, andere Gruppen nicht zu erreichen, oder nicht mehr. Es kann sogar bedeuten, einige vor den Kopf zu stoßen, sie gar zu verlieren. Es braucht eine Entscheidung: Für ein Milieu und damit gegen andere Milieus. Und es braucht eine Erlaubnis: Ja, wir müssen nicht alle Formate und Angebote für alle denken. Ja, wir dürfen uns konzentrieren! Die entschiedene Auswahl eines bestimmten Milieus bedeutet daher Freiheit!

■ *Es braucht ein Eingeständnis: Ja, wir erreichen nicht alle. Es braucht eine Verabredung: Ja, wir wollen nicht nur die ansprechen, die sich schon angesprochen fühlen.*

Nähe & Mitpilgern

Gemeinsam mit meiner Gemeinde erlebe ich, dass wir dort am Besten sind, wo wir selber Zuhause sind. Wir sind also zuallererst auch uns selber nah. Wir selbst sind moderne Performer, Experimentalisten, Freiberufler, Grafikdesignerinnen, Fotografen, Künstlerinnen, Therapeutinnen, Sozialarbeiter, Tänzer, Musiker, Vertriebler und Eventmanager/innen, Studierende, Intellektuelle, Arbeitssuchende, Reisefreudige, Aktive. Wo die eigene Affinität am Größten ist, muss Nähe nicht hergestellt werden, sondern ist Nähe da.

In einem Milieu zu arbeiten, das einem selber fremd ist, ist sicher möglich, aber Menschen erreichen zu wollen, die man selber nicht mag und nicht versteht, am Ende vielleicht sogar verurteilt, ist schwer bis unmöglich. In einem Milieu zu wirken, dem man selber (bewusst und gerne!) angehört – ist wundervoll. Ich mag spirituell Suchende.

Ich schätze die Kreativen. Meine Gemeinde liebt Individualismus! Und Experimente. Ich spiele keine Rolle, ich tue nicht so, als ob ich Performer mögen würde, ich mag sie wirklich. Und deshalb liebe ich es auch, mein Leben und mein Gottvertrauen mit ihnen zu teilen. Wir sind gemeinsam unterwegs. Wir hören einander zu. Ich pilgere mit. Ich teile die Sehnsucht der Suchenden und teile dann auch, was ich bisher entdecken durfte und was für mich bedeutend, tragfähig und beseelend ist. Die Gestalter und Kulturträgerinnen in meiner Gemeinde sind Persönlichkeiten, die gerne dazu einladen, den Weg ihres Glaubens ein Stück mitzugehen.

Haltungen

Auf dem Weg unserer Mission habe ich gemeinsam mit meiner Gemeinde einige Grundentscheidungen eingeübt, von denen wir uns wünschen, dass sie unsere Haltung prägen: Wir entscheiden uns für Respekt. Wir belächeln es nicht, wenn Menschen das Credo der Kirche nicht kennen, ein Vaterunser nicht mit-sprechen können, sich in anderen Weltreligionen wohler fühlen. Wir haben Respekt für jede Äußerung spirituellen Hungers, für jede heilige Frage und setzen keine Antwort voraus. Wir erheben uns nicht und sprechen nicht triumphalistisch über den Glauben, in der Sprache von Eroberern. Wir halten uns selbst für irrtumsfähig und wissen um die Vorläufigkeit und die Grenzen der eigenen Erkenntnisse. Wir verbinden die Evangelisierung mit dem Humor. „Selig, die über sich selbst lachen können, ihnen wird es nie an Unterhaltung fehlen.“ (Kurt Marti). Wir lachen viel. Zu Sinnsuche gehört der zweckfreie Blödsinn.

Wir versuchen, die oft abgrundtiefe Erwartungslosigkeit dem Christentum gegenüber zu verstehen, halten sie aber nicht für das letzte Wort. Denn wir lieben die Schätze unseres Glaubens. Die Gnade, die bedingungslose Zuneigung Gottes. Die Bibel, evangelisch zu sein, Traditionen und Feste, die Sakramente, die großen Glaubenssätze. Wir wollen viele mit diesen Schätzen beschenken, mit der Weisheit und den Erfahrungen, nach denen wir unser eigenes spirituelles Leben gestalten. Manches muss dabei neu erobert werden. Oft suchen wir nach Worten, einer neuen Sprache oder anderen Weisen der Vermittlung, nach Bildern und Räumen, in denen es möglich ist, eigene Erfahrungen zu machen. Wir experimentieren, wir gestehen uns

Fehler zu. Wir tun, was wir können. Möglichst nichts anderes ...!

Und wir entscheiden uns für einen konsequent jesuanischen Zugang. Ohne Christus wären wir keine Christen/innen. Ohne Jesus, den Menschen aus Nazareth, der seit über 2000 Jahren den Glauben in die Welt liebt (wie wir es jeden Sonntag mit unserem Eingangswort bekennen), würde unserer Mission das Herz fehlen, der Herr.

Wir-Gefühle

Wie werden bei uns Biografien zu Glaubensgeschichten? Oft auf langen Wegen. Oft durch die Erfahrung verschiedener Wir-Gefühle. Dass es möglich ist, verschiedenste „Wir-Gefühle“ zu erleben, hat viel mit Lust und Laune zu tun, mit einer sehr bunten Mischung aus Formaten, die einzelne initiieren, weil sie ihnen Spaß machen. Gäste sagen anfangs oft Sätze wie: „Ich suche“ oder „Ich merke, brauche, wünsche ...“ Oder: „Ich bin zu Besuch“, „Ich bin der Bruder der Braut“ ... Ein erstes Wir-Gefühl könnte z.B. sein: „Wir meditieren“. Dieser Schritt von „Ich meditiere“ zu „Wir meditieren“ ist riesig. Weitere Wir-Gefühle helfen dann weiter. Wir Indien-Fans. Wir Frauen. Wir, die gerne kochen, veranstalten etwas. Wir Musiker machen gemeinsam Musik. Wir U2-Fans erzählen von einem Konzert. Auch „Wir Parteimitglieder“ ist möglich, bei allen Unterschieden, denn es bedeutet eigentlich „Wir Demokratinnen und Demokraten“. Und irgendwann (zum Beispiel am Sonntag im Gottesdienst, in der Zeit, in der man sich segnen lassen kann oder auch bei einer unserer Freizeiten, der Ahoj-Pause) wird dann ein Wunsch laut: „Ich möchte dazugehören“ – zu dem großen Wir, der Gemeinde derer, die Christus vertrauen.

Das Projekt: Der CVJM e/motion e.V., Essen

Bewegung in Beziehung. Der CVJM e/motion e.V. ist eine Bewegung, eine Gemeinschaft im Ruhrgebiet. e/motion feiert jeden Sonntag den SONday, die besondere Art, Gottesdienst zu feiern und gemeinsam den Glauben zu teilen. Welche Form wird die Kirche der nächsten Gesellschaft haben? e/motion versteht sich als Beispiel zur Beantwortung dieser Frage – als eine Antwort unter vielen anderen. Als Mitglied der Evangelischen Jugend und Teil des Gesamtverbandes des weltweiten Verband CVJM lernt e/motion seit 10 Jahren, wie man unterschiedlichsten Menschen eine spirituelle Heimat geben kann.

Jeden Sonntag feiert e/motion SONday mit dem Gottesdienst um 17:30 Uhr und mit dem neuen e/8 – Programm um 20:00 Uhr in einem angemieteten katholischen Gemeindezentrum. e/motion hält kreative Gottesdienste, sowie kulturelle Abende und führt meditative Angebote für Leute zwischen 1 und 75 durch. Die Mehrzahl der Besucher und Besucherinnen ist zwischen 20 und 45 Jahren alt.

Sehnsucht & Erfahrungsräume

Wir haben mit der eigenen Sehnsucht begonnen, mit dem Wunsch, eine Lücke zu schließen, ein bestimmtes Milieu zu erreichen – und wir haben uns entschieden, der Sehnsucht weiter zu folgen, immer weiter. Wir entdecken die Sehnsüchte, Fragen und Lebensthemen unseres Milieus in uns selbst und in unserer Umgebung: Die Sehnsucht nach Identität, nach Verzauberung, nach umfassender Heilung,

nach Gemeinschaft, nach Festigkeit, nach einer Reise in die Weite, nach einer Erneuerung der Welt. Fragen nach dem Umgang mit Scheitern und Brüchen, Vergebung, Neuanfang. Themen wie der Wert von Arbeit, Freizeit, Familie, Gewinnen, Verlieren, Loslassen.

Die Nähe zu unserem Milieu bedeutet, dass Aktion und Kontemplation immer Hand in Hand gehen. Dass der Sehnsucht nach Gerechtigkeit und Weltveränderung die Hoffnung an die Seite gestellt wird. Dass wir die Suche nach der eigenen Identität würdigen, sie inspirieren und mit den Erlebnissen anderer verbinden. Dass wir Räume der Faszination schaffen und unseren Bildern, Symbolen und der Kraft unserer Erzählungen vertrauen. Dass die leibliche Dimension des Glaubens spürbar wird und alle Sinne angesprochen werden. Dass wir Rituale, Bräuche und Feste feiern und das Kirchenjahr mit den Jahreszeiten. Dass wir Möglichkeiten bieten, zu reisen und Verbundenheit zu erleben. Dass Ideen, Projekte und Gelegenheiten zum Engagement angeboten werden. In dieser Gemeinschaft ist die Teilnahme bedingungslos und eine aktive Beteiligung für alle möglich. Die Nähe zu „unserem“ Milieu, Kirche zu sein für Suchende, Performer und Experimentalisten bedeutet für uns, uns selbst nah zu sein, denen, die wir mögen und lieben – und darin Gottes Nähe zu entdecken. ■

Christina Brudereck

ZUR AUTORIN



Christina Brudereck
Jahrgang 1969,
Theologin und Schriftstellerin, lebt in Essen
engagiert im Gemeindekultur-Projekt „CVJM e/motion“.

Den Glauben ins Gespräch bringen

Evangelisierung und offene Jugendarbeit – ein Gegensatz?



„Wir sind eine offene Arbeit, die versucht, einen etwas komplizierteren Weg zu gehen“, sage ich zu Martin, der sich bei uns für ein Praktikum vorstellt und mich fragt, was eigentlich unser an fünf Tagen offenes Haus für Kinder und Jugendliche im Essener Stadtteil Huttrop ausmacht. „Wieso kompliziert?“, fragt Martin zurück, der in unserem „Paulus-Jugendhaus“ zunächst einmal ein völlig normales Jugendhaus vor Augen sieht. „Weil wir in diesem Haus mit einer evangelistischen Leidenschaft arbeiten“, ist meine Antwort. „Und das macht alles ein bisschen komplizierter.“

Christliche Kinder- und Jugendarbeit ist meiner Beobachtung nach in zwei Gruppen einzuteilen: die einen richten sich nur an den sozialen Bedürfnissen der Kinder und Jugendlichen aus, die es zu bedienen gilt. Die anderen locken mit attraktiven Angeboten, um zu evangelisieren. Ich meine, dazwischen muss es einen dritten Weg geben, einen Weg, der den ganzen Menschen ernst nimmt: mit Leib und Seele.

Die erste Gruppe von offenen Einrichtungen sieht Menschen mit einem sozialen Bedürfnis, das sie gerne stillen möchte. Beeindruckende Einrichtungen mit größt-

möglichem Angebot werden dafür geschaffen. Jugendhäuser mit Spiel-Tanzräumen, Kinosaal und Fußballplatz; Bauspielplätze mit Streichelzoo und Sandareal; Großküchen neben Töpferei, Internetcafé neben Basketballplatz ... Wer wollte nicht Besucher einer solchen Einrichtung sein?! Wir benötigen sie dringend! Vor allem für Kinder und Jugendliche, die kaum einen alternativen sinnvollen Aufenthaltsort kennen. Gut, dass wir sie haben!

Zu Recht ist Evangelisierung in der Jugendarbeit kein Thema, wenn eine Kommune oder eine Stadt Träger der Einrichtung ist. Was aber

wenn der Träger ein kirchlicher oder christlicher ist? Auch dann steht der Mensch, für den man da sein möchte, im Vordergrund. Seine sozialen Interessen werden bedient. Oftmals zur vollsten Zufriedenheit. Gut, dass kirchliche Institutionen wie Kirche und CVJM in sie investieren! Aber Kirche kann mehr!

Denn in der ausschließlich sozialen Kinder- und Jugendarbeit kommt auch etwas zu kurz. Offene Arbeit – und damit Kirche – kann noch mehr und offene Arbeit darf auch mehr. „... machet zu Jüngern ...“ (Mt 28, 19) meint ein dreidimensionales Evangelium. Eines, das den Körper meint; und eines, das den Geist meint. Beides wird in offenen Einrichtungen vorbildlich bedient. Die dritte Dimension meint allerdings die Seele, die Gott sucht – und Jesus Christus finden kann. Entweder, weil ein Wunder geschieht. Oder aber, weil Christen von dem weitererzählen, mit dem es sich trefflich leben und sterben lässt.

„An unserem Kickertisch sollen sie Gott finden?!“, würden viele Mitarbeitende von offenen Einrichtungen entgegen. „Auf keinen Fall! Wir wollen unsere sozialen Einrichtungen nicht für Religiöses missbrauchen. Unsere Leute kommen, weil sie abhängen oder einer Freizeitbeschäftigung nachgehen wollen. Aber ganz bestimmt nicht, um Gott kennenzulernen. Wer gläubig werden will, sollte eine Kirche, aber nicht unser Jugendhaus aufsuchen!“

Da ist was dran. Natürlich ist der Kicker zum Kickern da. Allerdings stellt ein kirchliches Jugendhaus mit einem Kicker und einem Christen dahinter die wahrscheinlich einzige Kirche im Leben sehr vieler Besucher offener Jugendhäuser dar, die sie in ihrem ganzen Leben betreten werden. Entweder, die Jugendlichen können

■ **Ein kirchliches Jugendhaus mit einem Kicker und einem Christen dahinter stellt die wahrscheinlich einzige Kirche im Leben sehr vieler Besucher offener Jugendhäuser dar, die sie in ihrem ganzen Leben betreten werden.**

dort auch Gott kennenlernen – oder diese Kirche hat ihnen verschwiegen, weswegen der Kicker eines Tages überhaupt dort aufgebaut wurde. Alleine das wäre schon nicht authentisch und drückt ohnehin in meinen Augen ein oder sogar das Riesensymbol der Kirche heute aus; aber es ist eben auch kein ganzheitlicher Dienst am Menschen, sondern nur ein einseitiger, denn es ist eben nicht die Kirche, die dem Menschen eine Seele aufschwätzen will, sondern es ist der Mensch, der mit geschaffener Seele sein Jugendhaus betritt und Gott sucht – meistens, ohne das zu wissen.

Eine zweite Gruppe offener Einrichtungen sieht das spirituelle Bedürfnis des Menschen. Zwar haben auch sie Kickertische aufgebaut und Fußbälle in ihren Regalen liegen – aber ausschließlich als Mittel zum Zweck. Das eigentliche Anliegen ist die Evangelisierung des Jugend-

lichen: Christ werden soll er! Und möglichst schnell weg vom Kickertisch, hin zum Jugendgottesdienst. Billardtisch und Cola-Verkauf stellen dafür nur den Köder dar.

Das führt zu verkrampften Begegnungen und Gesprächen. Oft ist ein Interesse an Schule, Familie und Freundin nur die Ouvertüre zur eigentlichen Verkündigung. Und oft ist genau das den Mitarbeitenden auch anzumerken. Wo ist ihr Fokus? Beim am Sonntag stattfindenden Jugendgottesdienst! Der Mensch mag zwar über seine Seele hinausgehende Bedürfnisse haben, aber diese Dimension des Menschen (und des Evangeliums) ist eindeutig die einzig wesentliche.

Gut, dass wir Mitarbeitende mit evangelistischer Leidenschaft in der Kirche haben! Sie sind geradezu die, die den Einrichtungen der ersten Gruppe fehlen. Es ist ihnen ein großes Anliegen, Menschen mit Gott zusammenzubringen. Dabei übersehen aber auch sie die Ganzheitlichkeit des Menschen – und des Evangeliums. Und daraus entsteht, leider, Missbrauch. Während im „Schaufenster“ des Jugendhauses mit Spiel, Spaß & Spannung geworben wird, wird im „Lager“ mit dem Evangelium „zugeschlagen“. Etikettenschwindel heißt das in der Lebensmittelbranche – Irreführung in der Jugendarbeit. Keine guten Begleitumstände für die Verkündigung des Evangeliums!

Besucher von offenen Einrichtungen wollen ein Jugendhaus besuchen, um dort „abzuhängen“ und Billard zu spielen. Sie haben sich nicht vorgenommen, es zu betreten, um Gott kennenzulernen. Oftmals haben sie sich, ehrlich gesagt, gar nichts vorgenommen und landen eines Tages einfach so im Jugendhaus, oftmals, weil sie keine Alternative kennen,

außer dem verwaisten Elternhaus oder der Straße. Dort – im Jugendhaus – sollten sie auf Engagierte treffen, die pragmatisch die „allergewaltlichen“ (körperlichen und geistigen) Nöte ihrer Klienten erkennen und ernst nehmen und ihnen zum bestmöglichen Aufenthalt im Jugendhaus verhelfen: ihnen ein Zuhause bieten; ihnen beibringen, sich sinnvoll zu beschäftigen; ihnen etwas zu Essen kochen und ihnen Nachhilfe bei Hausaufgaben geben.

Damit helfen offene Einrichtungen Jugendlichen zur Teilhabe am Leben. Eine Teilhabe, die den Mitarbeitenden in offenen Einrichtungen bereits gelingt – oftmals, weil auch ihnen eines Tages geholfen wurde. Eine offene Jugendarbeit – und damit auch Kirche –, die als sozial dienend dastehen, aber eigentlich nur evangelisieren will, wirkt daher ebenfalls unauthentisch (und eigentlich müsste man noch drastischer sagen: geheuchelt), weil sie anscheinend vergessen hat, dass der Mensch nicht nur aus Seele, sondern auch aus Körper und Geist besteht. *Daher sollten wir um des Kickers willens Kickern. Mehr muss ein Kicker – erst einmal – nicht leisten.*

„Und deshalb“, sage ich zu Martin, „ist es bei uns ein bisschen kompliziert. Wir versuchen den Ritt auf der Rasierklinge, suchen den goldenen Mittelweg und wollen somit zu einer dritten Gruppe offener Einrichtungen gehören. Wir verstehen das Evangelium dreidimensional, nämlich leiblich, sozial und seelisch. Die soziale Tat am Menschen ist bereits Evangelisierung. Evangelisierung heißt aber auch: der Seele eines Menschen gut zu tun und Gottes Botschaft weiterzugeben. *Daher kickern wir in unserem Haus um des Kickers willen; daher suchen*

wir aber auch permanent nach Möglichkeiten und Ideen, von Gott zu erzählen.“

Ich bin fest davon überzeugt, dass Sozialarbeit und Evangelisierung nicht nur zusammen geht, sondern geradezu zusammen gehört. Evangelisierung, der Ruf in die Nachfolge Jesu, hat auf der Beziehungsebene wahrscheinlich die größten Chancen, weil sich Menschen hier auf gleicher Augenhöhe und in einem Dialog begegnen. Zudem ist die Überprüfung des christlichen Glaubens anhand des Lebensvollzugs („Und was macht das mit Dir, dass Du Christ bist?!) unmittelbar gegeben, weil die, die Zeugnis ablegt, permanent beobachtet werden kann; ihr Leben passt bestenfalls 1:1 zu ihrem Bekenntnis – und umgekehrt. Und genau hier treffen sich die beiden dargestellten Ansätze offener Arbeit: denn auch soziale, offene Jugendarbeit wirkt dort am intensivsten, wo zwischen den Mitarbeitenden und den ihnen anvertrauten Jugendlichen Bezie-

■ **Ich bin fest davon überzeugt, dass Sozialarbeit und Evangelisierung nicht nur zusammen geht, sondern geradezu zusammen gehört.**

hungen entstehen: Mag das Spiel im Spielschrank noch so neu und toll sein – es sind die Beziehungspartner, denen sie in der offenen Jugendarbeit begegnen, weswegen Jugendliche immer wieder kommen. Den Mitarbeiter, die Mitarbeiterin wollen sie wiedersehen; mit ihnen wollen sie die Spiele spielen; mit ihnen wollen sie reden!

Wie gesagt: Das macht offene Arbeit zu einer Jugendarbeit, die zwei vermeintlich unterschiedliche Ansätze vereinen kann. Damit das aber geschehen kann, braucht es die entsprechende Haltung und eine große Ehrlichkeit der Mitarbeitenden mit sich selbst. Drei Fragen können helfen, das zu klären:

- Was will ich, wenn ich offene Jugendarbeit mache?
- Wer bin ich, was macht meine Persönlichkeit aus?
- Was glaube ich?

Das sind die Fragen, mit denen jede und jeder, die in unserem Jugendhaus mitarbeiten, sich nicht nur einmal, sondern am besten ständig auseinandersetzen sollten. So kann ein Gespräch, das über Familie, Schule und den Lieblingsfußballverein beginnt, gleichsam authentisch in ein Gespräch über den Glauben übergehen, und natürlich auch anders herum. Dabei kann die gleiche „Unaufgeregtheit“, die beispielsweise ein Gespräch über Konflikte im Schulalltag prägen kann, das Gespräch über Gott bestimmen. *Ich habe gelernt, dass die Frage nach Gott vor allem dann komisch erscheint, wenn wir denken, sie sei komisch.* Jugendliche werden das noch lange nicht so empfinden.

Bei all dem, was im Laufe eines Tages in einer offenen Einrichtung geschieht, ist dennoch wichtig, dass

■ *Alles das tun wir, weil es die Sache selbst wert ist. Und genauso nüchtern, aber selbstbewusst bemühen wir uns um Evangelisierung.*

die einzelnen Angebote, die durchgeführt werden, nicht instrumentalisiert werden. In unserem offenen Haus für Kinder und Jugendliche sind wir leidenschaftliche Tischtennis- und Billardspieler; begeisterte Fußball- und Filmfans; ehrgeizige Kicker- und „Kuhhandel“-Spieler; wir kochen sehr gerne mit Kindern zusammen, weil wir wissen, dass das sonst keiner mit ihnen tut; wir gehen mit zu Gerichtsverhandlungen und besuchen Leute unseres Hauses im Gefängnis; wir bemühen uns, friedliche Lösungen für Konflikte zu finden; und engagieren uns im Stadtteil, um im Kontakt mit weiteren, für Menschen wertvolle Einrichtungen zu sein.

Alles das tun wir, weil es die Sache selbst wert ist. Und genauso nüchtern, aber selbstbewusst bemühen wir uns um Evangelisierung. Lange haben wir gewartet mit einem ersten programmatischen Angebot an dieser Stelle, weil uns die Beziehung zu „unseren Leuten“ als noch zu unbeständig und noch zu unpersönlich erschien. Wir wussten um das Vertrauensverhältnis, das benötigt wird, um auch mal mutig und deutlich von Jesus Christus zu sprechen. Aber seit einem knappen Jahr haben wir eine Idee gefunden, die in unserem Haus ihren Platz gefunden hat, weil sie sich an unserem Kontext, d. h. „unseren Leuten“ und unseren Mitarbeitenden orientiert und deshalb authentisch ist: In grober Regelmäßigkeit laden wir einen Menschen für einen sogenannten biografischen Abend ein. Zu Beginn des Abends – für den wir etwas zu Essen zubereiten und uns in unsere Couches verziehen – bekommt diese Person eine Frage gestellt, die wir sie bitten, anhand ihres Lebens zu beantworten. Jeder Anwesende hat die Erlaubnis, zu jeder Zeit den Gast in seiner Ant-

wort zu unterbrechen und weitere Fragen zu stellen. Nicht jeder Gast ist Christ. Von einem Manager haben wir uns beispielsweise erzählen lassen, wie er Karriere gemacht hat und was es mit ihm macht, jährlich einen zweistelligen Millionenumsatz zu verantworten. Aber immer wieder laden wir auch bewusst Christen ein, die davon erzählen, wie sie Gott kennengelernt haben, „was das mit ihnen macht“, welche Erfahrungen und auch Abenteuer sie deshalb erlebt haben und was sie den versammelten Jugendlichen weitergeben möchten.

Die Kanzel als „fixierter, legitimer Ort der Glaubensvermittlung“ der Kirche, in die man angeblich gehen muss, wenn man sich mit religiösem auseinandersetzen möchte, hält also von Zeit zu Zeit Einzug in unserem Jugendhaus und erscheint unseren Besuchern manchmal vielleicht als etwas ungewohnt, aber letztendlich als völlig normal, zumal, mehr oder weniger, alle wissen: die Mitarbeitenden vom Jugendhaus gehören zu „irgend so einem christlichen Haus“ (Evangelische Jugend Weigle-Haus) und sind Christen (deshalb werden viele neue Mitarbeitenden oft sofort gefragt: „Bist Du auch Christ?“). Und manchmal habe ich geradezu das Gefühl: Wenn wir

nicht sagen würden, dass wir Christen sind und dass das eine grundlegende Relevanz für unser Leben darstellt, aber Jugendliche das eines Tages herausfinden würden, würden sie uns hinterfragen, warum wir ihnen das nicht erzählt haben – aber (beinahe) alles andere, was unser (ihr) Leben ausmacht: von unseren Freunden, von unseren Familien und von unseren Hobbies, denn das tun wir doch alle täglich.

Und wenn Martin mich jetzt noch fragen würde, warum wir denn um alles in der Welt selbstverständlich und mit großer Überzeugung evangelisieren in der offenen Arbeit, würde ich zurückfragen: Ja, warum um alles in der Welt denn nicht?! ■

Martin Scott, Essen

ZUM AUTOR



Martin Scott arbeitet als Jugendreferent für die Evangelische Jugend Weigle-Haus, Essen, und ist Leiter des Paulus-Jugendhauses im Essener Stadtteil Huttrop, einem offenen Haus für Kinder und Jugendliche, das zur Gesamtarbeit des Weigle-Hauses gehört. Gleichzeitig ist er als Evangelist für die Initiative Wunderwerke deutschlandweit, maßgeblich im Bereich von evangelistischer Verkündigung, unterwegs. Dabei arbeiten er und das Wunderwerke-Team gerne innovativ und praxisbezogen. Gemeinsam mit seiner Familie wohnt Martin Scott in Essen.

www.paulus-jugendhaus.de | www.weigle-haus.de | www.wunder-werke.de

Biblische Anstöße:

Alles auf eine Karte setzen – das Scherflein der Witwe

Lukas 21, 1–4

Wer alles auf eine Karte setzt, kann alles verlieren und alles gewinnen. Das gilt im Spiel, das gilt im Leben. Ist es aber vernünftig, alles auf eine Karte zu setzen? Wird das Leben da nicht zum Glücksspiel? Vernünftig ist solches Handeln wohl kaum zu nennen.

Das Lukasevangelium erzählt von der Begegnung Jesu mit einer Frau, die so handelt und den Jüngern als Vorbild vor Augen gestellt wird. Jesus sitzt im Tempel am Opferkasten. Eine arme Witwe kommt vorbei und legt zwei Pfennig ein. Jesus ruft daraufhin seine Jünger zusammen und sagt ihnen: Diese arme Witwe hat mehr gegeben als alle. Alle haben von ihrem Überfluss gegeben, sie aber hat ihr ganzes Vermögen eingelegt. Das ist kurz gesagt die Geschichte vom sprichwörtlichen Scherflein der Witwe, eine Geschichte, eigentlich kaum der Rede wert.

Da ist zum einen diese arme Witwe. Im öffentlichen Leben nimmt sie nicht einmal eine Statistenrolle ein: Mittellos, schutzlos, rechtlos. Nicht einmal einen Namen hat sie. Namenlos, bedeutungslos, eigentlich nicht der Rede wert. Und dann ist da das berühmte sprichwörtliche Scherflein. Eine Zweicent-Kollekte. Mit Cents aber kann man keinen Haushaltsplan aufstellen. Für die Personalkosten und die Gebäudeunterhaltung, für die Diakonie und den kirchlichen Entwicklungsdienst braucht man Taler. Und nicht zu knapp. Das ist nicht nur heute so. Die Regeln der Ökonomie galten auch damals.

Eine bedeutungslose Frau, eine bedeutungslose Gabe. Eine Geschichte, nicht der Rede wert.

Wir hätten die Geschichte wohl nicht erzählt, wenn wir am Opferkasten gesessen hätten. Wahr-

scheinlich hätten wir die Frau glatt übersehen. Und wenn nicht, so wäre sie uns als Beispiel blanker Unvernunft haften geblieben. Wie kann jemand, der nichts hat, auch das noch spenden? Nun aber sitzt Jesus am Opferkasten. Er sieht die Frau an. Er erzählt die Geschichte. Er übersieht niemanden. Er wertet anders. Bei Gott gibt es kein Ansehen der Person. Er sieht nicht auf die Leistungsfähigkeit. Reichtum, Macht und Einfluss – Faktoren, die den Rang in unserer Gesellschaft begründen, zählen für ihn nicht, machen nicht den Wert eines Menschen aus. Dort, wo die großen und wirksamen Beiträge gewürdigt werden, wo allein die Leistung zählt, dort lenkt er unseren Blick auf einen Menschen, der mit bescheidenen Kräften an einer Aufgabe mitwirken will, die durch seinen Beitrag überhaupt nicht gefördert werden kann. Dennoch ist es gerade *dieser* Beitrag, der von Jesus anerkannt wird. Gott hat ein Herz für die Schwachen. Er übersieht niemanden. Grund genug, einmal unsere Sichtweise zu überprüfen. Das ist *eine* Facette der Geschichte. Jesus stellt uns diese Frau und ihr Opfer auch als Beispiel unbedingten Gottvertrauens vor Augen. Halbe Sachen sind nicht ihr Stil. Dabei hätte sie doch ohne weiteres 50% behalten können. Zwei Cent lassen sich doch gut teilen. Einen für den täglichen Bedarf, einen für den Opferkasten. Hier aber wird alles auf eine Karte gesetzt.

Eine beispielhafte Begegnung. So *kann* Gottvertrauen aussehen. Aber das Handeln der Frau weist noch in eine andere Richtung. Jesus bezieht das Opfer der Frau auf sich selber. Er wird arm und gibt alles, was er geben kann, für die Menschen hin. Verachtet, verspottet, für verrückt erklärt. Die Frau gibt ein



Beispiel dessen, was Jesus tun wird. Das macht die Geschichte der Rede wert. Der Glanz der Großen, die seinerzeit das Geschehen im Tempel bestimmten, ist vergangen, die Namen sind vergessen. Eine Namenlose ist unvergessen, weil Jesus ihre Geschichte erzählt hat. ■

Birgit Winterhoff

Glaubenskurse



Montagabend – kurz nach 18 Uhr: Nach und nach treffen alle ein: Ein Glaubenskurs, z.B. in Potsdam. Da ist die Frau, die ihr Kind christlich taufen ließ und die es nun auch christlich erziehen will. Sie möchte mehr wissen. Oder der Mann, der immer wieder einmal gerne eine Kirche aufsucht und im Schaukasten den Hinweis auf den Glaubenskurs entdeckt. „Kurs, ohje, hab mir dann aber doch die Telefonnummer im Handy notiert, Mut gefasst, angerufen und mich angemeldet, und so bin ich jetzt hier ...“ – „Ich bin wieder eingetreten, und da hab ich gedacht, das wär mal interessant, da mal rein zu riechen – die Neugier, die hat mich dazu bewogen, hier teilzunehmen,“ heißt es in einem anderen Statement. Und dann gibt es da die Frau, die in einen Internet-Kalender der Stadt, in die sie gezogen ist, den Hinweis auf Glaubenskurse findet, anruft, eine nette Gemeinde-Mitarbeiterin am Telefon erlebt und „einfach mal hingeh.“

Unterschiedlichste Menschen mit ganz unterschiedlichen Erfahrungen und Zugängen zu Glaube, Kirche und Gemeinde. Und doch gibt es Dinge, die sie verbinden:

- die Neugier in Bezug auf Grundfragen des christlichen Glaubens.
- die Offenheit, sich auf ein sympathisches Angebot der Kirche einzulassen.
- den Zugang über eine im wahren Sinne des Wortes „ansprechende“ Werbung, sei es z.B. durch Internet-Aktivitäten, die ganz persönliche Ansprache durch Freundinnen, Bekannte oder Nachbarn, oder aber auch die Teilnahme an einem niedrigschwiligen Zielgruppen-Angebot der Gemeinde oder einer Einrichtung.

Glaubenskurse sind eigentlich nichts Neues; zum einen stehen sie in der Tradition des Taufkatechu-

menats der alten Kirche und des Katechismus-Unterrichts der Reformationszeit, zum anderen tritt das „Glauben lernen“ mit Erwachsenen schon seit Ende der siebziger bzw. Anfang der 80er-Jahre des letzten Jahrhunderts wieder stärker in Erscheinung. Der jetzt überarbeitete Glaubenskurs „Spur8“ wurde z.B. von Dr. Burghard Krause schon nach der EKD-Synode 1988 veröffentlicht. Das Hauptthema der damaligen Synode gab dem Kurs seinen Namen: „Christ werden – Christ bleiben.“

Wenn Kirche nah bei den Menschen sein will, sind Glaubenskurse ein angemessenes Angebot, denn sie kombinieren vertrauenswürdige Informationen über den Glauben mit der Erfahrung von gastfreundlicher Gemeinde und tragender Gemeinschaft, möglicherweise ganz anders als Menschen „Kirche“ bisher kennen gelernt oder sich vorgestellt hatten.

Wenn Gemeinden (und die in ihr aktiven Menschen) sich darauf einlassen, werden sie die Erfahrung machen, dass sie sich öffnen für neue Begegnungen, dass sie sich verändern lassen, dass aber genau dadurch Glaube, Kirche und Gemeinde anziehend werden für Menschen in ihrem Umfeld, von denen „man“ sich das bisher „überhaupt nicht“ vorstellen konnte.

Ein wichtiger Aspekt in dem Zusammenhang ist der Perspektivwechsel zum „belonging before believing“, wie er uns aus der anglikanischen Kirche vermittelt wird. Die bisherige Perspektive war möglicherweise eher: ein Mensch hört das Evangelium – glaubt – sucht Gemeinschaft. Realistischer – weil durch unzählige Erfahrungen gedeckt – ist hingegen die Sichtweise: Ein Mensch hat Kontakt zu Christinnen und Christen – er kommt in die Gemeinschaft, hört das

Evangelium – glaubt: „belonging before believing.“

Insbesondere der Emmaus-Kurs, der auch im Handbuch „Erwachsen glauben“ vorgestellt wird (sh. unten), schaltet dem eigentlichen Basiskurs eine ganz eigenständige Phase unter dem Stichwort „Begegnen – Gemeindegkontakte phantasievoll nutzen“ vor, und auch im Handbuch zum Kurs „Spur8“ findet sich der entsprechende Abschnitt 5.2.3 „den langen Weg zum Glauben gestalten.“ (S. 56)

Hier sind die Gemeinden oder anderen Institutionen gefordert. Werden sie es schaffen, nicht nur von Gastfreundschaft zu reden, sondern sie auch praktisch umzusetzen? Denn darin liegt eine große Chance.

Dem Handbuch „Erwachsen glauben“ ist eine DVD mit einem Film beigelegt. In dem Film werden verschiedene Glaubenskurse vorgestellt, Verantwortliche interviewt und Besuche während der Durchführung von Kursen gezeigt. In der Rahmenhandlung des Films kommt es zu einem Dialog zwischen dem Freund, dem der Besucher der Kurse berichtet, und eben diesem Besucher: „Meinst du nicht, dass bei den Abenden auch Salzstangen und Kräcker reichen würden – so war's doch immer!“ Und der Besucher berichtet: „Ich hab's erlebt, mit wie viel Liebe die Gäste versorgt werden: ‚Sie kochen für Spur8?‘ – ‚Ja, heute gibt es Fingerfood – ein Chicorée-Blatt gefüllt mit Schichtsalat.‘ Und ich hab's probiert und musste spontan sagen: ‚Hmm, zu dem Kurs komm ich auch!‘“ An dieser Stelle ändert sich etwas an der Kultur und am „Lebensstil“ der beteiligten Gemeinden und Institutionen. Auf jeden Fall ist das einer der unspektakulären und doch entscheidenden Wege, auf dem sich heute Menschen dem Glauben zuwenden.

Am Institut zur Erforschung von Evangelisation und Gemeindeentwicklung an der Uni Greifswald ist eine empirische Studie zum Thema „Wie finden Erwachsene zum Glauben“ durchgeführt worden. Die wesentlichen Ergebnisse sind in zehn Thesen zusammengefasst, und da heißt es in der fünften These: „Konversion von Erwachsenen lebt vom Kontakt zu sehr unterschiedlichen Personen. Personen spielen in allen Phasen des Konversionsprozesses eine wichtige, wenn auch je nach Phase und Typ wechselnde Rolle.“ An erster Stelle werden dann im Bereich „Kontakt-aufnahme“ „Freunde und Bekannte“ genannt; im weiteren Verlauf werden dann auch Pfarrerin oder Pfarrer wichtig. Mit anderen Worten: Konversion geschieht da, wo Menschen sich einander zuwenden, auch ihren Glauben miteinander teilen. Die Erläuterungen zur These 7 stellen dann fest: „Glaubenskurse waren für zwei Drittel aller Befragten wichtig auf dem Glaubensweg. Sie leben vom Gespräch und von Begegnungen. In der Gruppe kann man sich mit dem, was man hört, eigenständig auseinandersetzen. Das Besondere an Glaubenskursen ist, dass sie für Menschen aller Konversionstypen ... in gleicher Weise wichtig sind: Sie erreichen wie kaum eine andere Veranstaltungsform auch Menschen aus einem nichtkirchlichen Umfeld.“ Das bedeutet: Wenn Kirche nahe bei den Menschen ist, dann kommt es dazu, dass Erwachsene eine Lebenswende vollziehen, den Glauben neu entdecken oder aber auch Vergewisserung in ihrem Glauben erleben. Bei alle dem sind Glaubenskurse ein wichtiges „flankierendes Element.“

Auch aus diesem Grund hat die EKD das Projekt „Erwachsen glauben“ ins Leben gerufen. Ziel des Projekts ist es, „Kurse zum Glauben“

Schritt für Schritt zu einem selbstverständlichen Regelangebot kirchlicher Arbeit werden zu lassen.

Elemente des Projekts „Erwachsen glauben“ sind

- das Handbuch „Erwachsen glauben“, das in theologische und didaktische Grundlagen einführt und das Know-how zur Durchführung von Kursen an verschiedenen Lernorten vermittelt. Es enthält Instrumente zur Planung milieu- und zielgruppenorientierter Bildungsangebote. Beschreibungen von neun bewährten Kurskonzepten helfen, das für den jeweiligen Kontext geeignete Modell auszuwählen.

- das Werbekonzept: Seit dem Herbst 2011 können Gemeinden und Einrichtungen vielfältige Werbemittel einsetzen, um Interessierte auf ihr Kursangebot aufmerksam zu machen. Dazu wurde ein auf mehrere Jahre angelegtes, flexibles Werbekonzept entwickelt, das zu einer Kampagne ausgebaut werden kann, wenn sich mehrere Kursveranstalter in einer Region auf einen Aktionszeitraum verständigen.

- Zentraler Baustein des Werbekonzepts und Visitenkarte der Glaubenskursarbeit ist www.kurse-zum-glauben.de. Auf dieser Internet-Seite wird allen Interessierten, insbesondere denen, die sich durch die Werbeaktionen haben ansprechen lassen, die Möglichkeit gegeben, Glaubenskurse in der Nachbarschaft oder nach anderen zu wählenden Kriterien zu finden. Gleichzeitig entsteht unter der Internetadresse www.kurse-zum-glauben.org eine Datenbank mit Kursen und Veranstaltern, aus der die erstgenannte Internetadresse gespeist wird, gleichzeitig aber auch Auswertungsmöglichkeiten und Vernetzungen von verschiedenen Kurs-Anbietern geschaffen werden können.

In der Rheinischen Kirche ist Pfarrerin Bianca Neuhaus im Amt für Gemeindeentwicklung und missionarische Dienste Wuppertal (gmd), in der Westfälischen Kirche Pfarrer Ralf Bödeker im Amt für missionarische Dienste Dortmund (AmD) für das Projekt „Erwachsen glauben“ zuständig. ■

Ralf Bödeker

Kontakt:

- Bianca Neuhaus:
Telefon: 02 02/28 20-408,
E-Mail: neuhaus.gmd@ekir.de
- Ralf Bödeker:
Telefon: 02 31/54 09-67,
E-Mail: boedeker@amd-westfalen.de

ZUM AUTOR



Pfarrer Ralf Bödeker, Jahrgang 1956, verheiratet, drei erwachsene Kinder, wohnt in Gevelsberg und war dort 26 Jahre Gemeindepfarrer. Im Herbst des Jahres 2009 liest er von der Missionarischen Bildungsinitiative „Erwachsen glauben“ www.kurse-zum-glauben.de und stellt sich die Frage: „Könnte das für dich nach 26 Jahren Gemeindegemeinschaft ein neuer Auftrag sein?“ Anscheinend ja, denn es hat sich ergeben, dass er seit dem 1. September 2010 als Pfarrer für die Arbeit im Amt für missionarische Dienste der Ev. Kirche von Westfalen in Dortmund freigestellt ist mit den Aufgaben-Schwerpunkten „Erwachsen glauben“ - Glaubenskurse, Besuchsdienst-Begleitung sowie Mitwirkung bei Vorbereitung und Durchführung von Großveranstaltungen des Amtes.

Biblische Anstöße:

Hoffnung, die Beine macht – Die Emmaus-Jünger

Lukas 24, 13–35



Es hat alles keinen Zweck mehr. Wie oft können wir diesen Stoßseufzer hören! Wie oft stimmen wir in diesen Seufzer ein! Es hat alles keinen Zweck mehr. Ein Satz, der das Zerplatzen von Hoffnung im Alltag kommentiert. Da hat man sich für eine Sache eingesetzt, Zeit, Arbeit und Geld investiert, und dann erlebt man das Scheitern. Die Widerstände waren größer. Es hat alles keinen Zweck mehr. Das kann aber auch der Kommentar sein, wenn ein ganzer Lebensentwurf scheitert. Die resignative Bilanz eines Lebens – vor der Summe des Lebens ein Minuszeichen: Hoffnungslosigkeit als letztes Wort. Die biblische Erzählung von den Emmausjüngern bilanziert anders. Leben heißt nicht: Alle Hoffnungen sind begraben. Leben heißt vielmehr: Hoffnung haben, sogar eine Hoffnung, die Beine macht.

Wie Resignation in Hoffnung, Trauer in Freude verwandelt werden kann, erzählt die Emmausgeschichte. Die beiden Männer waren Jesus von

Nazareth begeistert nachgefolgt. Sie hatten ihr Leben an seinem Vorbild orientiert. Er war glaubwürdig. Bei ihm stimmten Worte und Taten überein. Drei Jahre lang waren sie darum mit ihm durch Höhen und Tiefen gegangen. Am Schluss kam dann eine Riesenpleite. Sie konnten es nicht fassen. Jesus wurde verurteilt und hingerichtet. Jesus starb am Kreuz. Ihre Hoffnungen wurden wortwörtlich durchkreuzt. Sie machen sich auf den Weg. Nur weg vom Ort der Katastrophe. Erst einmal Abstand gewinnen. Wieder Boden unter die Füße bekommen.

Unterwegs reden sie über die Erlebnisse. Die Enttäuschung muss raus. Geteiltes Leid ist schließlich halbes Leid.

Sie denken zurück. Weißt du noch? Wie konnten wir nur? Sie sind so ins Gespräch vertieft, dass sie den Mann gar nicht bemerken, der schon einige Zeit neben ihnen hergeht und plötzlich fragt: „Woher redet ihr?“ Hat er nicht mit-

bekommen, was geschehen ist? Sie bleiben traurig stehen. Ihre kaputten Hoffnungen gehen wie Blei in ihre Beine und nageln sie auf den Fleck fest. Kann es sein, dass einer *nicht* weiß, was geschehen ist? Schließlich ergreift der Unbekannte das Wort. Und damit beginnt die Wende in der Geschichte. Eine hoffnungsvolle Lage trotz aller Hoffnungslosigkeit und Enttäuschung. Der Unbekannte erklärt ihnen, warum Christus sterben musste. Die beiden bemerken, Gott ist ihnen auf den Fersen. In dem Unbekannten erkennen sie den auferstandenen Christus. Die Begegnung mit Christus hat sie verändert. Ihre Fluchtbewegung kehrt sich um. Hoffnung macht Beine. Die beiden überlegen nicht lange. Sie machen sich auf den Weg. Vom Glauben und der Hoffnung erzählen sie denen, die sich zurückgezogen hatten in Trauer und Resignation, deren Lebensentwürfe gescheitert schienen. Hoffnung macht Beine.

Wir brauchen heute keine Traumtänzer, sondern Hoffnungsläufer der guten Nachricht. Keine Lähmung in Angst und Frust, sondern Hoffnungsarbeiter. Aus der Erfahrung: Christus ist da können wir Hoffnung und Mut gewinnen, dass wir die kleinen nötigen Schritte gehen.

Wir sollen nicht sagen: Wenn ich nicht die ganze Welt ändern kann, habe ich keine Lust, überhaupt etwas zu tun. Rette sich, wer kann. Das ist die Haltung der Hoffnungslosigkeit, der Resignation. Hoffnungsarbeit bedeutet: Ich tue das Bruchstückhafte mit ganzer Leidenschaft. An den Stellen, wo ich verantwortlich bin, setze ich mich ein, z. B. in der Familie, in der Schule, im Beruf, im gesellschaftlichen Engagement. Hoffnungsarbeit ist nicht vergeblich. ■

Birgit Winterhoff

Kinder und Jugendliche unterwegs in sozialen Netzwerken

Eine Einführung in das WEB 2.0 anhand wissenschaftlicher Daten und eines praktischen Erfahrungsberichtes über die evangelische Internet Community jupfjugend.de



„Lange waren sich viele Menschen unsicher, wie lange das Phänomen existieren würde. Aber ich glaube, die Menschen begreifen nun, dass soziale Netzwerke ein allgegenwärtiges Werkzeug sein werden, mit dem Menschen weltweit in Verbindung bleiben.“
Mark Zuckerberg 22.09.2011

Theoretische Einführung

Jugendliche sind online. Und das jederzeit. Ob mit Smartphones, Laptops, Netbooks oder klassisch am Computer. Die JIM-Studie 2010 des Medienpädagogischen Forschungsverbund Südwest zeigt, dass über 90% der Jugendlichen sich in ihrer Freizeit, wenn sie sich mit Medien beschäftigen, sich dem Handy oder dem Internet widmen. Bei allen Funktionen der sog. neuen Medien, steht jedoch die Vernetzung im Vordergrund. Laut JIM-Studie ist z.B. das Internet mit über 50% das wichtigste Medium auf dem Schul- oder Arbeitsweg. Dass das Internet mittlerweile täglich und das mehrmals konsumiert wird, scheint hier völlig überflüssig zu erwähnen. Zu den meist genutzten Internet-Communities zählen bei den Schülern im Jahre 2011 die Plattform schulervz.de und der Branchenprimus Facebook.com.

Die Studie „Heranwachsen mit dem Social Web“ des Hans-Bredow-Instituts brachte im April 2010 das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ dazu, von der „Legende der Cyberkids“ zu schreiben. Gemeint waren hiermit die Ergebnisse der Studie, welche belegten, dass Jugendliche Soziale Medien zwar nutzen, sie tun dies sogar sehr stark. Jedoch nicht, wie man bisher vermutet hatte, als Hauptbeschäftigung, sondern eher nebenbei. So wird morgens kurz im Internet eine Nachricht an Freunde geschickt, auf

dem Weg zur Schule bekommen sie die Antwort schon dank „Smartphones“ auf das Handy und weiter geht der Schulalltag. Soziale Netzwerke sind in den Köpfen vieler Jugendlicher schlichte Mittel zur Kommunikation und anschließend vor allem eines: Zeitvertreib und Organisation des eigenen sozialen Netzwerks.

Wer glaubt, dass sich das Thema damit erledigt hat, liegt falsch. Jugendliche lernen in den sozialen Netzwerken eine Menge Fähigkeiten, welche für ihre Entwicklung, besonders für die Entwicklung einer eigenen Identität, förderlich sind. Dies findet auf drei Ebenen statt.

■ **1. Selbstaueinwanderung:** Bisher wurde angenommen, dass Jugendliche soziale Netzwerke besonders in jungen Jahren dazu nutzen würden, sich auszuprobieren. Nirgendwo ist es schließlich leichter, andere Persönlichkeiten anzunehmen und seine Wirkung auf die Außenwelt zu testen. Nun wurde herausgefunden, dass Jugendliche vor allem aber versuchen, authentisch zu sein und sich somit mit ihren eigenen Stärken, aber auch mit ihren Schwächen präsentieren lernen.

■ **Jugendliche lernen in den sozialen Netzwerken eine Menge Fähigkeiten, welche für die Entwicklung einer eigenen Identität förderlich sind.**

Dennoch bedeutet dies auch, eigene Schwächen zu akzeptieren und die Stärken zu betonen.

■ **2. Sozialeinwanderung:** Dass der Mensch andere Menschen braucht, ist hinlänglich bekannt. Wie gut es Jugendlichen jedoch tut, zu sehen wie groß das eigene Netzwerk ist, scheint jedoch überraschend. Auffällig ist hier, dass Jugendliche oft starke Bindungen zu guten Freunden ausbauen und intensivieren, schwache Bindungen zu eher entfernt bekannten Freunden werden jedoch manchmal erst in der virtuellen Welt gestärkt. Es scheint beinahe unnötig zu erwähnen, dass Jugendliche nahezu ausschließlich virtuell mit Jugendlichen „befreundet“ sind, welche sie auch aus der Realität kennen.

■ **3. Sachaeinwanderung:** Laut Hitwise.com stoßen inzwischen mehr als zweieinhalb Mal so viele Nutzer über Facebook auf News-Quellen wie über Google. Jugendliche haben gelernt, dass Werbung gerne verkaufen will und ihr dazu (beinahe) alle Mittel recht sind. Deshalb bevorzugen sie Produkte, die Freunde ihnen empfehlen und nutzen soziale Netzwerke auch um die Meinung von Freunden zu heiklen Themen aus Politik und Gesellschaft einzufangen. Hat man hier die gleichen Interessen, Meinungen und Ideale wird dies schnell genutzt, um die sozialen Bindungen wieder zu verstärken.

Wie gelingt es nun Kinder und Jugendliche im WEB 2.0 zu unterstützen, ohne gleich Produkte aus dem kommerziellen Bereich zu nutzen? Jupfjugend.de, als Projekt der Evangelischen Jugend in Köln und Umgebung, kann eine Antwort auf diese Frage sein.

Jupfjugend.de ist eine der ersten Social Communities der Ev. Jugend

deutschlandweit und unterstützt Kinder und Jugendliche in ihrer Online-Entwicklung. Sie bietet dazu eine sichere Umgebung, in der gefahrlos Erfahrungen in einem sozialen Netzwerk gemacht werden können.

Über 400 NutzerInnen sind aktuell angemeldet und beteiligen sich an der Erstellung der Inhalte oder greifen auf diese zurück. Dies geschieht in Form von Text-, Audio- und Videobeiträgen.

Weiterhin verfügt jupfjugend.de über eine eigene Fanpage auf Facebook und ist vernetzt mit weiteren Internetseiten.

■ Planung und Finanzierung

2009 fanden nach internen Vorüberlegungen die ersten Planungstreffen für jupfjugend.de zwischen dem Ev. Jugendpfarramt Köln, dem Ev. Jugendreferat Köln-Rechtsrheinisch und einigen Jugendlichen statt. Schnell wurde klar, dass nur eine echte Community von der Zielgruppe gewünscht wurde. Zum Schutz der Privatsphäre entschieden wir uns nicht auf eine externe Community-Lösung wie Facebook zurückzugreifen, sondern eine eigene erstellen zu lassen. Die Programmierung einer solchen musste mit einer professionellen und trotzdem kostengünstigen Agentur erfolgen. Die Finanzierung geschah zu einem großen Teil über den kirchlichen Jugendplan und den Landesjugendplan.

Communities der einfachen Art kosten schnell über 10.000 Euro in der Entwicklung. Wir hatten das Glück auf ein junges Team von Programmierer und Designer zu stoßen, das interessiert war in den Bereich einzusteigen und uns deshalb mit dem Preis entgegenkam. Andernfalls wäre jupfjugend.de schon hier gescheitert.

■ Die Alleinstellungsmerkmale

Bedingt durch die Finanzierung war klar, dass jupfjugend.de nie die Features wie Facebook haben wird. Deshalb brauchte es andere Alleinstellungsmerkmale, die sich im Verlauf des Planungsprozesses herauskristallisierten.

■ 1) Jupfjugend.de ist vollkommen frei von kommerziellen Interessen und Werbung.

■ 2) Die Daten aller NutzerInnen verbleiben nur bei jupfjugend.de und werden nicht weitergegeben bzw. werden auf Wunsch komplett gelöscht.

■ 3) Die NutzerInnen können Inhalte ohne vorherige Freischaltung online stellen und haben die komplette Kontrolle darüber, wer diese Daten sieht.

Besonders jüngere NutzerInnen finden bei jupfjugend.de einen sicheren Ort, um gefahrlos erste Schritte in einem sozialen Netzwerken zu machen. Dabei ist Altersgruppe 12–16 Jahre eine der Zielgruppen, an die sich jupfjugend.de hauptsächlich richtet.

■ Der Start

Im September 2010 ging jupfjugend.de online. In Kirchengemeinden aller 4 Kirchenkreise Kölns gab es hierzu kleinere Partys. Die Jugendlichen konnten dort bei Aktionen mitmachen, die sie zum Anlegen eines Accounts animierten. Jupfjugend.de startete an diesem Abend mit 20 NutzerInnen.

Im weiteren Verlauf wurden die pädagogisch arbeitenden MitarbeiterInnen der Gemeinden angesprochen, damit diese sich einen eigenen Zugang bei jupfjugend.de erstellen. Hier konnten sie für ihre Angebote der Kinder- und Jugendarbeit werben und darüber berichten. Für einen Grundstock an Informationen

auf jupfjugend.de sorgten zwei Mitarbeitende des Anfangsteams.

In den nächsten 3 Monaten wurden Gremien besucht, Flyer und Plakate verteilt. Die inhaltlichen Beiträge kamen weiterhin meistens von beiden Mitarbeitenden aus dem Jugendpfarramt und dem Jugendreferat Köln-Rechtsrheinisch. Die NutzerInnen beschränkten sich auf Freundschaftsanfragen und Kommentare.

Ende 2010 hatten über 100 Personen einen Account bei jupfjugend.de.

■ Der Boom

Bis Mitte 2011 entwickelte sich jupfjugend.de kontinuierlich weiter. Die Benutzerzahlen stiegen, aber am Ende des 1. Quartals waren es nur knapp über 200 Anmeldungen. Jupfjugend.de veranstaltete Preisausschreiben, es wurde live vom Kirchentag berichtet oder Gruppen in Gemeinden besucht.

Mitte 2011 kam es jedoch zu einem Boom. Innerhalb von 2 Monaten meldeten sich 150 neue NutzerInnen an. 2 Ereignisse waren im Rückblick hierfür die Ursache. Erstens wurde eine Fanpage auf Facebook erstellt. Diese brachte bereits dort vertretene Ehrenamtliche oder Hauptberufliche zu jupfjugend.de. Zweitens fand ein großes Ferienzeltlager auf Sardinien statt. Bei jupfjugend.de konnten sich die Teilnehmenden bereits vor der Freizeit informieren und den Aufbau des Camps im Netz verfolgen.

Diese beiden Ereignisse beschleunigten das Wachstum der Community sehr.

■ Die Erkenntnisse

Soziale Netzwerke haben ihre eigenen Regeln. Nicht-kommerzielle Communities haben noch einmal ganz andere.



Das ist eine der wichtigsten Regeln, die wir erkennen mussten. Bedingt durch die deutlich beschränkten Ressourcen, sowohl finanziell als auch personell, braucht die Anfangsphase viel länger.

Kommunikation muss schnell, aber nicht fehlerfrei sein.

Social Communities sind die Kommunikationsorte für Kinder und Jugendliche. Sie sind schnell und einfach. Gerade die Schnelligkeit ist es aber, welche die Nutzung von sozialen Netzwerken für große Institutionen so schwierig macht. Öffentlichkeitsarbeit ist oft an Strukturen gekoppelt, die Aktualität verhindern. Gerade das ist es aber, was ganz entgegen den Gewohnheiten von Online-NutzerInnen steht. Sie wollen die Information jetzt und sie sind vor allem bereit dafür Fehler zu akzeptieren. Ein Beispiel ist die freie Enzyklopädie Wikipedia. Viele Artikel werden von den Nutzenden selbst gepflegt. Da muss es zu Fehlern kommen. Aber man ist bereit dies zu akzeptieren, um kostenfrei und schnell auf Informationen zugreifen zu können. Fehler bei Wikipedia sind kein Anlass zu Aufregung, sondern Anlass zu Diskussion und Austausch. Ähnlich muss man die Kommunikation in sozialen Netzwerken begreifen. Man erwartet keine nach allen Seiten abgesicherten Informationen, sondern den Anlass zu einem Austausch.

Wir konnten sehen, was NutzerInnen von jupfjugend.de am meistens angeklickt haben. Dies waren tagesaktuelle Dinge, wie Fotos von Freizeiti-

ten, ein Messebericht oder auch die Kondolenzanzeige für die Opfer des Amoklaufs in Schweden. Die Kommunikationswege und -bereitschaft in Non-Profit-Organisationen müssen sich ändern, um als Kommunikationspartner im Web 2.0 wahrgenommen zu werden und junge Menschen auch weiterhin zu erreichen.

Soziale Netzwerke funktionieren nicht von alleine.

Wer in sozialen Netzwerken unterwegs sein will, der braucht Zeit. Ähnlich wie eine normale Homepage muss auch der Auftritt in einer Social Community gepflegt werden. Es gibt zwar Schwellenwerte im Nutzerbereich, die eine gewisse Eigendynamik fördern, aber es bedarf immer im Hintergrund eines Mitarbeiters, der Strömungen auffängt, gesellschaftlich relevante Ereignisse einbringt und Informationen der Institution einfließen lässt.

Dies hat zur Konsequenz, dass ein Mitarbeiter, der eine Social Community oder den Auftritt einer Institution darin pflegt, Entscheidungskompetenz braucht und eingebunden ist in deren Öffentlichkeitsarbeit.

Den Einstieg in die Welt der sozialen Netzwerke macht man nicht nebenbei. Es ist ein bewusster Entschluss, der auch die Kommunikation in der eigenen Institution verändert und mit Risiken behaftet ist. Sich sozialen Netzwerken aber nicht zu öffnen bedeutet, dass Kommunikation nur noch über einen, aber nicht mehr mit einem, geschieht. ■

■ Jupfjugend im Internet:

www.jupfjugend.de

www.facebook.com/jupfjugend.de

ZU DEN AUTOREN



Jörn Ruchmann, Diplom Pädagoge, 36 Jahre
Seit 2003 Jugendreferent im Kirchenkreis Köln-Rechtsrheinisch

Fortbildung zum Fundraiser
Freier Referent im Bereich „Neue Medien“ und Social Media
Der Autor beschäftigt sich seit Jahren mit den Veränderungen in der Kommunikation von jungen Menschen durch die neuen Medien. Er ist Mitinitiator des Social Community-Projekts jupfjugend.de und weiterhin dafür tätig.
E-Mail: juref-rrh@kirche-koeln.de



Daniel Drewes, MA, 26 Jahre
Selbstständiger Berater im Bereich Social Media und Fundraising

Er veranstaltet Fortbildungen und Lehrgänge in Themen rund um Social Media, Facebook und Cyber-Mobbing und ist Mitbegründer des Projektes „Netz-gegen-Cybermobbing“
E-Mail: Daniel-Drewes@web.de

„Öfter mal spazieren gehen“ –

Missional Communities als Chance für Gemeindegrowth



„Das ist meine Geschichte!“ Mit diesem Satz überrascht uns Dana, 16 Jahre, bei einer Bibelarbeit. Ich lese zusammen mit einigen Jugendlichen in der Emmausgeschichte. Alle in der Runde blicken Dana mit großen Augen an. Sonst sagt sie nie etwas „frommer“ zugeht. Dana merkt, dass sie nun etwas sagen muss. „Genau so habe ich das auch erlebt. Ich habe hier bei euch Menschen getroffen, die haben sich auf meinen Weg eingelassen. Ich hatte nie die Angst, dass ihr mich irgendwo hinbringen wolltet, sondern ihr seid mit mir gekommen. So wie Jesus mit den zwei Jüngern in der Geschichte.“ Dana erzählt noch lange, was sich alles in ihrem Leben verändert hat: Sie könne nun wieder träumen. Sie wisse, dass es Menschen gibt, die sich über ihre Anwesenheit freuen. Immer öfter erlebe sie, dass der Glaube sie trägt. Und mit ihren Worten erklärt Dana uns so ganz nebenbei, wie Kirche funktioniert.

Jesus spuckte am Ostermorgen nicht in die Hände und begann große Kirchen zu bauen, an denen außen mit großen bunten Leuchtbuchstaben stand: „Kommt und habt eine gute Zeit mit Gott!“ Jesus ging

mit zwei Menschen spazieren und wurde einer von ihnen. Er zwang ihnen kein Thema auf, sondern ließ sich auf ihre Themen ein. Die Emmausgeschichte erzählt von einer Kirche, in der sich Menschen auf den Weg machen, um Gemeinde in neuen Formen und Strukturen vor Ort, ganz nah bei den Menschen zu leben. Die Emmausgeschichte ermutigt zu „missional communities“. Bei einem Besuch in der Diocese of Sheffield in England habe ich erlebt, wie dieser Gedanke in der Praxis aussehen kann. Schon seit längerer Zeit sucht innerhalb der Anglikanischen Kirche die Bewegung „fresh expressions of church“ nach diesen neuen Strukturen und Formen gemeindlichen Zusammenlebens. In den letzten Jahren sind verteilt über das ganze Stadtgebiet zahlreiche „missional communities“ gewachsen. Studierende beten in Pubs, Frauen lesen bei Starbucks die Bibel, Jugendliche beginnen das Fußballspiel mit einer Andacht, und am Wochenende feiern Familien im Stadtpark mit ihren Kindern Gottesdienst. Sie fühlen sich als Teil der Kirche, stehen durch ein Netzwerk miteinander in Kontakt und sehen sich als ein ergänzendes Angebot zu der klassischen Ortsgemeinde. „Wenn du das erste Mal bei uns bist und du mit unserer Art Gottesdienst nicht klar kommst, dann sprich uns bitte an. Wir sind nicht die einzigen Christen in der Stadt und wir helfen dir, dass du deine Gemeinde findest, in der du dich wohl fühlst.“ Mit diesem Satz werden die Besucher der Sunday Gatherings in St. Thomas Crookes begrüßt. Dieses konkurrenzlose Miteinander der unterschiedlichen Gemeinden hat mich beeindruckt.

Darüber hinaus ist mir deutlich geworden, dass das missionarische Bemühen unserer Kirche sich lange Zeit nur darauf beschränkt hat, einladende

und attraktive Veranstaltungen zu organisieren, durch die Menschen wieder einen Zugang zur Kirche finden können. Das ist sicherlich bis heute ein wichtiger missionarischer Ansatz. Aber anscheinend ist es uns dadurch nur gelungen treue Gemeindeglieder zu rekrutieren. Es ist uns nicht gelungen, diese auch in die Jüngerschaft zu rufen und sie zur Nachfolge zu befähigen. Dieses Defizit begegnet mir immer wieder. Zum Beispiel, wenn ich mit Menschen über ihre Sehnsucht nach neuen Formen von Gemeinde rede. Nach einiger Zeit wird deutlich, dass es dabei weniger um neue Gemeindeformen, sondern lediglich um neue Gemeindeangebote geht. Das Grundprinzip, nach dem Gemeinde üblicherweise funktioniert bleibt: Es müsste doch jemand mal was Neues machen. Eine Gruppe für Singles. Einen Seniorinnenmittagstisch. Einen Männerstammtisch, einen Kleinkunstabend ... Es müsste doch mal jemand. Aber wer? Die Diocese of Sheffield begegnet dieser Frage mit einem zweiten missionarischen Ansatz: *Denn neben ihrem Bemühen um attraktive und einladende Angebote in Gemeinden, ermutigt und befähigt sie Gemeindeglieder selbst zu den Menschen zu gehen, um mit ihren Gaben in ihrem ganz konkreten Umfeld selber Kirche zu sein.*

Ich weiß natürlich, dass sich solche „frische Ausdrucksformen von Kirche“ nicht einfach 1:1 auf die Situation in Deutschland übertragen lassen. Aber ich weiß auch, dass eine solche Kirche Menschen für das Evangelium gewinnen kann. Wir sollen den Juden ein Jude werden, den Unfreien ein Unfreier, den Schwachen ein Schwacher¹. Egal wer die Menschen auch sind, Hauptsache wir werden einer von ihnen. Nicht abgrenzend, sondern Grenzen überwindend.

Natürlich habe ich mich als Pastor in meiner Gemeinde immer schon be-

müht, dass mir das auch gelingt. Oft hat das auch geklappt. Manchmal ist es mir schwer gefallen. Bei einigen, wenn ich ehrlich bin, wollte ich das gar nicht. Und an dieser Stelle scheidet die Theorie an der Praxis. Wie soll ich allen gerecht werden? Ich bin nun mal ich! Michael Dettmann. Mit meiner eigenen Art die Bibel zu lesen. Mit meinen Wurzeln, meiner Geschichte, die mich hat zu dem werden lassen, der ich bin. Mit meinen Vorlieben, meinem Musikgeschmack ... Theologie ist eben immer auch Biographie. *So, wie ich bin, kann ich nicht allen gerecht werden.*

Aber ich bin ja nicht der einzige Arbeiter im Garten Gottes. Da sind ja auch noch die vielen anderen Menschen, die von ihrem Glauben in ihrem Leben erzählen. Und die können das. Sogar liebevoller, authentischer und mit wesentlich mehr Bodenhaftung, als ich das je könnte.

In den letzten zwei Jahren nach meinem Besuch in England sind innerhalb der Creativen Kirche einige missionale Kleingruppen entstanden, in denen Menschen eine geistliche Heimat gefunden haben. Sie eröffnen Menschen neben einer punktuellen projektbezogenen Beteiligung auch die Möglichkeit zu einer kontinuierlichen gemeinschaftsbezogenen Beteiligung an Kirche.

In allen Kleingruppen lassen sich drei wesentliche Elemente erkennen:

Sie leben freundschaftliche Beziehungen untereinander. Sie suchen eine Anbindung an das Evangelium. Sie versuchen ihr Umfeld in irgendeiner Weise positiv zu verändern.

Es gibt Gruppen, die für ihre Treffen die Möglichkeiten eines Gemeindehauses nutzen:

Im Bistro treffen sich Frauen abends zu Gesprächen.

In der Turnhalle des Kindergartens trifft sich die Meditationsgruppe.

Am Wochenende verwandelt sich der Gemeindegarten zu einem Atelier. In den Räumen der Musikschule proben Jugendbands aus dem Kirchenkreis.

An Freitagen treffen sich Jugendliche in der Jugendtagung mit dem SoulTennis Chor zur Wochenandacht.

Daneben gibt es einige Gruppen an eher untypischen Orten:

So gibt es Gesprächsabende in einem großen Café in der Innenstadt.

Biker vernetzen sich und treffen sich unter der Woche in irgendeiner Garage zum Schrauben. Am Stausee spricht man beim Nordic Walking über Gott und das Leben.

Auf dem Fußballfeld beginnt das Spiel nicht mit dem Anpfiff, sondern mit dem Losungstext. Junge Familien treffen sich wöchentlich und feiern in ihren privaten Räumen ihre „Wohnzimmerkirche“.

In diesen missionalen Kleingruppen treffen sich unterschiedliche Konfessionen aber auch solche, die keiner Kirche angehören.

Koordiniert und reflektiert wird die Arbeit im „Huddle“ (engl.: wildes Durcheinander). Das Huddle ist das Treffen der Kleingruppenleiter. Neben den monatlichen Treffen gibt es noch ein Wochenende, an dem das Huddle auf die Arbeit des zurückliegenden Jahres blickt und die weitere Arbeit plant.

Was unterscheidet aber nun eine Gemeinde, in der missionale Kleingruppen das Zusammenleben prägen, von den vielen anderen lebendigen Gemeinden in Deutschland?

Wenn ich an mich und meine Rolle als Pfarrer denke, hat es vor allem mich in meiner Arbeit freier werden lassen. Durch die Arbeit im Huddle erlebe ich das schöne Gefühl, Teil eines großen Organismus sein zu können. Ich arbeite mit Menschen zusammen, die nicht nur danach fra-

gen, was alles anders werden muss, damit ihr Traum von Kirche wahr wird, sondern danach, was sie selbst tun können, damit dieses geschieht. Ich entdecke die Freude darüber, mich mit anderen über ihren Erfolg freuen zu können. Ich empfinde Solidarität im Mitleiden mit anderen.

Ich denke plötzlich an meine Stadt, an Witten. Ich stelle mit vor, wie viele Menschen in ihr, so wie Dana, mit Fragen unterwegs sind und sich danach sehnen, dass sie jemand auf ihrem Weg begleitet. Und gleichzeitig erinnere ich mich an früher und sehe mich mit meinem Selbstzweifel in meiner Kirche stehen und mich über die ärgern, die wieder mal nicht gekommen sind.

Dana und ihre Geschichte helfen mir barmherziger mit ihnen und auch mit mir selbst zu sein. Ich beginne die Kirche Jesu Christi in aller Freiheit größer zu denken, als ich es bisher getan habe.

Es geht in der Arbeit mit missionalen Kleingruppen nicht darum in möglichst kurzer Zeit viele neue Angebote aus dem Ärmel zu schütteln, sondern darum, die vielen Begabungen der Menschen als eine große Chance dafür zu entdecken, dass der Glaube an Jesus Christus persönlich werden kann. Ich bin plötzlich frei, einfach mal spazieren zu gehen. ■

Michael Dettmann

ZUM AUTOR



Michael Dettmann (Jahrgang 1966) hat Theologie in Bochum studiert. Nach seinem Vikariat war er Gemeindepfarrer in Castrop-Rauxel, Oer-Erkenschwick und Witten. Seit 2010 ist er Pfarrer in der Creativen Kirche Witten. Er ist verheiratet.

1 Vgl. 1. Kor. 9,20–22

Wir wollen gemeinsam bauen.



Unter diesem Oberthema stand für uns als Landeskirchliche Gemeinschaft Steinhagen das Jahr 2010. Wie es dazu kam: Vor 65 Jahren wurde die Gemeinschaft von Flüchtlingen aus Ostpreußen gegründet. Man traf sich anfangs in einer Garage und baute dann ein eigenes Gemeindehaus. Dies wurde zwischenzeitlich vergrößert, um für alle Besucher und Gruppen genügend Platz zu haben.

Aus mehreren Glaubenskursen entstanden neue Hauskreise. 1994 wurde ein Prediger mit Arbeitsschwerpunkt in Steinhagen eingestellt und einige Jahre später für die wachsende Jugendarbeit ein teilzeitlicher Jugendreferent, der eine große Liebe für junge Menschen hat und für Jesus brennt.

Als die Jugendlichen in ihren Räumen nicht mehr genug Platz fanden und auch die Sitzplätze in den Gottesdiensten immer öfter knapp wurden, beschlossen wir, zwei Jahre konkret für ein größeres Gemeinschaftshaus zu beten.

Wir wollten doch Menschen aus dem Ort für Jesus gewinnen und haben erlebt, dass Menschen in erster Linie durch einen persönlichen missionarischen Lebensstil gewonnen werden. *Es sollte für jeden einen Platz geben.* Außerdem hofften wir auch, dass durch ein neues Gemeindehaus die Hemmschwelle für Kirchenferne geringer wird.

Nach vielen Überlegungen, Gebeten und Wunders (Geschenk eines Grundstückes) konnten wir im Juli 2009 eine Industriehalle mit einem großen Grundstück kaufen.

Daraus ergaben sich für uns drei besondere Schwerpunkte.

Halle umbauen

Unsere Halle sollte zu einem Gemeinschaftshaus werden. Und der größte Teil der Arbeiten sollte in Eigenleistung geschehen. Fast jeden Samstag wurde an dem neuen Gemeinschaftshaus gearbeitet. Ein sechsköpfiges Bauteam plante mit viel Umsicht die Einsätze und die Bauleitung sorgte dafür, dass es für jeden die passende Arbeit gab. Und so haben Männer, Frauen, Jugendliche und Kinder gemeinsam Balken geschleppt, Löcher gebohrt und Wände eingerissen. Aber der Höhepunkt waren immer die gemeinsamen Mahlzeiten. Ein kräftiges Frühstück und ein gutes Mittagessen wurden für manche Familien schon ein fester Bestandteil ihrer Wochenend-Planung.

Aber auch wenn das Gebäude und die praktischen Arbeiten im Vordergrund standen, war der zweite Schwerpunkt praktisch schon integriert. Denn wir wollten auch:

Kontakte ausbauen

Uns war es wichtig, als Gemeinschaft miteinander zu wachsen und auch neue Menschen zu erreichen. Denn trotz des Umbaus sollte der eigentliche Auftrag unserer Gemeinschaft nicht leiden. Wir haben gemerkt, dass die gemeinsame Aufgabe und die gemeinsamen Mahlzeiten uns ganz neu miteinander verbinden. Denn wir haben in der Bauphase mehr Zeit als sonst miteinander verbracht. Und dadurch auch viel mehr miteinander geredet.

Aber wo viele Menschen arbeiten, gibt es auch Schwierigkeiten. Jeder hat seine Vorstellungen und Ideen. Durch den schwierigen Verkauf des alten Gemeinschaftshauses wurde es finanziell manchmal eng. Und auch die Kräfte sind immer



Die Halle in Steinhagen

nur begrenzt. Aber in allen Auseinandersetzungen haben wir immer wieder das Gespräch gesucht und konnten einander annehmen und vergeben. Und diese vertrauensvolle Atmosphäre prägte die gemeinsamen Arbeitszeiten.

Gerade durch die praktischen Einsätze fanden einige Menschen erst in die Gemeinschaft hinein. Manche blühten regelrecht auf, konnten ihre Stärken einbringen. Andere ließen sich durch die herzliche Atmosphäre während der Arbeitseinsätze auch zu den Gottesdiensten einladen.

Durch diesen Umbau ist der Männerkreis ganz neu belebt worden, der sich alle vier Wochen trifft. Themen des Lebens und des Glaubens werden miteinander besprochen.

Die Arbeiten am neuen Gebäude haben manche Nachbarn und Beobachter neugierig gemacht, so dass wir sie einladen konnten. So sind neue Kontakte entstanden zu Menschen, an denen Gott uns einen Auftrag gibt. Wir haben neue Möglichkeiten, die wir nutzen wollen, indem wir z.B. nach unseren Vormittagsgottesdiensten (einmal im Monat) ein gemeinsames Mittagessen anbieten.

Aber trotz aller Aktivität lag uns auch ein dritter Schwerpunkt am Herzen:

Stille „einbauen“

Wir wollten die Stille, das Hören auf Gott nicht vernachlässigen, sondern

bewusst in unserem Alltag und unseren Veranstaltungen pflegen. Denn gerade in manchen finanziellen und menschlichen Spannungen wurde uns wieder neu bewusst, wie abhängig wir von unserem Herrn sind. Besonders sichtbar wurde es in einem neu gegründeten Männergebetskreis, der sich alle zwei Wochen um 6 Uhr morgens vor der Arbeit trifft. Er ist nur einer von vielen kleinen Gebetszellen quer durch unsere Gemeinschaft, durch die unsere Arbeit in Steinhagen getragen wird.

Auch wenn die meisten Arbeiten abgeschlossen sind und wir unser neues Gemeinschaftshaus schon in einem großen Dankgottesdienst einweihen konnten, sind wir mit unserem großen Auftrag in Steinhagen noch lange nicht fertig: Wir wollen gemeinsam bauen! ■

Annette Molks und Olaf Wahls

ZU DEN AUTOREN



Annette Molks ist Vorsitzende der Landeskirchlichen Gemeinschaft Steinhagen



Olaf Wahls ist seit 1994 Prediger im Minden-Ravensberger Gemeinschaftsverband mit Schwerpunkt Steinhagen

Einfach. Nahe bei den Menschen

Gedanken aus dem Expowal Hannover – einer Kirche für Fragende und Suchende



Szene 1:

Alle vierzehn Tage sonntags regt sich das Leben am äußersten Rand des Messengeländes in Hannover. Es ist „Walsonntag“. Menschen von überall her strömen in den Expowal. Manche kommen schon um 10 Uhr, um gemütlich zu frühstücken. Gerne mit einem Glas Sekt, denn es ist ja Sonntag. Andere treffen direkt um 11 Uhr oder um 13 Uhr ein, zu Beginn der jeweiligen Gottesdienste. *So unterschiedlich diese Menschen auch sind, eines verbindet sie: Sie, sie suchen noch. Sie fragen noch. Sie wollen noch wissen. Darum haben sie sich an diesem Sonntag einladen oder von Freunden mitnehmen lassen, um in dieser „Kirche für Fragende und Suchende“ das zu tun, was sie vielleicht schon lange nicht mehr getan haben: Gottesdienst feiern.*

Szene 2:

Jesus, der Christus, macht sich auf in die Städte und Dörfer. Immer und immer wieder. Er wartet nicht, bis die Menschen zu ihm kommen. Er geht ihnen entgegen. Und predigt mit Worten und Taten Gottes Liebe. „Und als er das Volk sah, jammerte es ihn; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.“ (Mt 9, 35ff.)

Zwei Szenen, zwei Orte, zwei Zeiten – und doch passiert das Gleiche: Menschen begegnen dem Evangelium. Menschen begegnen der Liebe Gottes, zu denen ihnen andere – Jesus, seine Nachfolger in der Expowalgemeinschaft – eine Brücke bauen.

Seit 2004 bietet der Expowal in Hannover einen weiten offenen Raum, in dem Menschen Gott begegnen können – in Veranstaltungen, die an die Erlebniskultur unserer Zeit anknüpfen, geprägt von

der Lust am Leben. Etwa 50 ehrenamtlich Mitarbeitende engagieren sich gemeinsam mit Diakon Benjamin Peyk und mir dafür, dass dieses Gebäude für seine Besucher ein Ort der Hoffnung und Zukunft ist. Wir sind überzeugt davon, dass Gott die Geschichte unseres Lebens schreiben möchte. Gut schreiben möchte! Und durch uns auch die Geschichte dieser Welt!

Darum leben wir Mitarbeitende dafür, dass Menschen, die Gott fern sind, die Liebe Gottes erleben und zu befreien und hingeebenen Nachfolgern von Jesus Christus werden. Darin sehen wir unseren Auftrag. *Wir streben danach, eine Gemeinschaft nach neutestamentlichem Beispiel zu sein, die von Gottes Liebe erfüllt ist und einander mit Freude dient; eine Gemeinschaft, die alles von Gott erhofft und jene, die Gott fern sind, mit dieser Hoffnung ansteckt. Das hat Gott uns aufs Herz gelegt.*

Natürlich kochen auch wir nur mit Wasser. Und natürlich sind auch unsere Kräfte beschränkt. Darum reduziert sich unser „Angebot“ im Wesentlichen auf das, „was wir können“: Gottesdienst feiern. An jedem Mittwoch ist „Walabend“:

■ *Wir streben danach, eine Gemeinschaft nach neutestamentlichem Beispiel zu sein, die von Gottes Liebe erfüllt ist.*

Ab 18 Uhr bieten wir eine Zeit der Begegnung bei Pasta, Wasser und Wein. Um 18.30 Uhr beginnt der einstündige Gottesdienst, der immer mit Heiligem Abendmahl gefeiert wird. Danach ist wieder Zeit zur Begegnung. Jeden 1. Und 3. Sonntag im Monat ist „Walsonntag“ (außer im Juli und August). Ab 10 Uhr bieten wir Frühstück, gerne auch mit Sekt. Um 11 Uhr beginnt der Gottesdienst 1. Um 13 Uhr feiern die Längschläfer den Gottesdienst 2. Beide Gottesdienste sind identisch. Ab 14 Uhr bieten wir Mittagessen an. Die Gerichte lassen wir uns von einer Catering-Firma liefern und müssen von unseren Gästen bezahlt werden. Unser Service-Team sorgt für einen reibungslosen Ablauf des Essensangebotes. Andere Teams kümmern sich um die anderen anfallenden Aufgaben. Das Gottesdienst-Team verantwortet die Inhalte unserer Veranstaltungen. Das Veranstaltungsteam organisiert den technischen Ablauf des Tages bzw. der Gottesdienste. Die Mitarbeitenden von der Gästebetreuung kümmern sich um unsere Besucher. Das Kinder-Team bietet parallel zum ersten Gottesdienst ein Programm für die kleinen Besucher an. Das Seelsorge-Team steht für persönliches Gebet, Segnung und weiterführendes Gespräch bereit. Das Musik-Team präsentiert die Vortragsstücke und begleitet unserer Gäste beim Singen. Das „Walhilfe“-Team rührt die Werbetrömmeln, um Geld für unser soziales Projekt „Notruf Mirjam. Hilfe für Schwangere und Mütter in Not“ zusammen zu bekommen. Neben diesen Teams gibt es noch zahlreiche Aufgaben, die „quer durch die Teams“ je nach Bedarf von einzelnen Mitarbeitenden übernommen werden.

Zusammenfassen lassen sich unser Aktivitäten und Bemühun-

■ **Zuwendung zu den Menschen – sie soll das „un glaubliche“ an der Kirche im Expowal sein.**

gen mit einem Wort: Zuwendung! Zuwendung zu den Menschen, darum geht es uns.

Diese beginnt beim Reinkommen an der Tür. Hier werden die Gäste freundlich mit etwas Süßem und einem Informationsflyer begrüßt. Betritt man die „Kirche“, so sieht man als Erstes das Treiben am Tresen und an den Tischen im Restaurantbereich. Fragen können am Infotresen gestellt werden. Kurz vor Gottesdienstbeginn wird man von einer Moderatorin auf die Eventebene, dem eigentlichen Gottesdienstraum, gebeten. Oben angekommen, geht es zunächst mit dem „Warming up“ weiter: ein paar Fitnessübungen mit unserer Physiotherapeutin und dem obligatorischen Witz von mir. Nach einer kurzen Stille beginnt dann der Gottesdienst. Ein Gottesdienst, der keiner christlichen Vorbildung bedarf: Alles wird erklärt, Texte projiziert, selbst das Vaterunser wird eingeblendet. Jeder Gast kann selbst entscheiden, inwieweit er sich auf den Gottesdienst einlässt. Dies wird z.B. besonders bei der Anmoderation zu den Gebeten deutlich. Hier wird jeden Sonntag wieder erklärt, was Beten bedeutet und dass es eine Möglichkeit ist, die Zeit der Stille im Gottesdienst zu nutzen. Es ist aber auch möglich einfach nur die Ruhe zu genießen.

Die Gottesdienste sind geprägt von den Themen und Fragen, die die Zielgruppe der 25- bis 55-Jährigen („gefühltes Alter“) betreffen. Lebensnahe Lieder, mal neuere, aber auch alte aus dem Gesangbuch, wollen neu arrangiert und alte Schätze gehoben werden, alles begleitet von einer jungen Band. Der „Impuls“ zur Predigt, mal ein Theaterstück, mal ein Interview, mal ein Filmausschnitt, führt zum Thema und leiten zur Predigt über. Diese versucht die Lebenswelt der Gäste zu erfassen.

Das Evangelium zeitgemäß, lebensnah und den Hörern zugeneigt zu verkündigen, in einer Sprache, die Jede und Jeder versteht, das ist die stete Herausforderung.

Zuwendung zu den Menschen – sie soll das „Unglaubliche“ an der Kirche im Expowal sein. Zuwendung, die darin konkret wird, dass wir uns für jeden Menschen interessieren wollen. Dass wir jeden Menschen so willkommen heißen wollen, wie er ist. Dass wir den anderen dienen wollen. *Und Dienen ist keine Eigenschaft eines Menschen, Dienen ist eine Entscheidung!* Darum wollen wir für andere da sein. Darum wollen wir unser Bestes geben und weder Mühe noch Einsatz scheuen.

Jesus, der sich immer und immer wieder zu den Menschen aufmachte, ist dabei unser Vorbild. Wie er nicht wartet, bis die Leute zu ihm kommen. Wie er ihnen entgegen geht. Wie er mit Worten und Taten predigt. Wie es ihm ans Herz ging, als er die Menschen sah, verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.

Übrigens: Der Expowal kennt keine irgendwie geartete Mitgliedschaft. Es gibt nur Gäste und Mitarbeitende. Dies gehört zu unserem theologischen Selbstverständnis. Jesus bittet um Arbeiter in seine Ernte. Ein Mensch, der befreit und hingegeben Jesus nachfolgt, wird auch versuchen es ihm gleichzutun, indem er andere Menschen zu ihm einlädt. Natürlich gibt es auch immer wieder Gäste, die etwas anderes als unsere Gottesdienste erwarten. Diesen helfen wir, zu anderen Gemeinden und Kirchen Kontakt aufzunehmen. Alle anderen sind eingeladen Mitarbeitende zu werden. Die Mitarbeiterschaft im Expowal ist immer auf ein Jahr begrenzt. Danach wird im Leitungskollegium und

mit dem einzelnen Mitarbeitenden neu überlegt, ob der richtige Platz des Mitarbeitenden gefunden ist. Diese Regelung macht auch einen würdevollen Ausstieg aus der Mitarbeiterschaft möglich.

Im Expowal kann jede und jeder mitarbeiten. Der „geistliche Puls“ wird hier nicht gemessen. So kommen unsere Mitarbeitenden aus unterschiedlichsten Konfessionen, wenn sie überhaupt einer angehören. Wichtig ist nicht woher jemand kommt, noch wohin seine Steuern gehen. Entscheidend ist, ob er das Gleiche will. Ob er oder sie ein Herz für die Menschen hat und ob er dafür leben will, dass Fragende und Suchende Antworten finden.

Szene 3, Szene 4, Szene ...

Immer wieder bleiben wir im Expowal hinter unseren Zielen und eigenen Ansprüchen zurück. Aber davon wollen wir uns nicht entmutigen lassen. Im Gegenteil. Wir wollen einander ermutigen, unseren Glauben authentisch zu leben. Und dazu gehört, immer wieder neu anzufangen. Immer und immer wieder uns den Menschen zuzuwenden.

Wir leben vom Segen Gottes – und den geben wir weiter. Ganz einfach. ■

ZUM AUTOR



Pfarrer Heino Masemann ist Geschäftsführer des Landesvereins für Innere Mission in der Evangelisch-Lutherischen Landeskirche Hannovers und Leiter des Expowals. www.expowal.de; www.allesvomleben.de

Biblische Anstöße: Reich und trotzdem arm – der reiche Jüngling

Lukas 18, 18–27

Unmöglich! Geht nicht. Brauche ich gar nicht erst zu versuchen. Verschwendete Energie. Wir kennen diese Worte aus unterschiedlichen Zusammenhängen. Wissen, wann wir sie sagen oder zumindest so denken. Die Worte haben einen negativen Klang. Enthalten Negativbotschaften. Das Urteil ist gefällt und zwar endgültig. Keine Chance zur Veränderung!

Unmöglich! Das hat auch der junge Mann gedacht, der eines Tages zu Jesus kommt. Er hat sein Leben lang nach Gottes Geboten gelebt. Gratulation. Das ist nicht schlecht.

Der junge Mann ist reich. Trotzdem spürt er: Es fehlt mir etwas. So kommt er zu Jesus und fragt: „Guter Meister, was muss ich tun, damit ich das ewige Leben ererbe?“

Einer, der im Vergänglichem alles Erstrebenswerte erreicht hat an Macht und Besitz, fragt nach dem Unvergänglichem, nach dem ewigen Leben. Nach dem, was über alle unsere Leistungen hinausgeht. Und Jesus? Er schärft die Verantwortung ein, die Reichtum und Besitz vor den Menschen, aber eben auch vor Gott mit sich bringen. „Wem viel gegeben ist, bei dem wird man viel suchen; und wem viel anvertraut ist, vom dem wird man umso mehr fordern.“ Daran hält er sich mit seiner Aufforderung, der Mann solle alles um der Armen willen drangeben und sein Leben mit Jesus verbringen: „Komm und folge mir nach!“

Der Mann wendet sich ab. Traurig zieht er davon. Er spürt: Er kann nicht loslassen. Will nicht abgeben. Jesus nachfolgen? Der Schritt wäre zu groß. Der Schnitt zu schmerzhaft.

Zum Glück endet die Geschichte hier nicht. „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich“, sagt Jesus. Ein Gegenwort gegen die Resignation.

Gegen all diese negativen Sätze vom Anfang. Und damit beginnt die hoffnungsvolle Seite der Geschichte. Jesus entlässt den jungen Mann nicht in die Trostlosigkeit. Versagt ihm nicht den letzten Hoffnungsschimmer. Er verheißt ihm den Reichtum der unermesslichen Möglichkeiten Gottes: „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich!“

Darum: „Keiner darf verloren gehen!“ Der Glaube und das Vertrauen zu Jesus Christus können uns diese neue Perspektive zeigen. Gott steht auf der Seite aller, denen der Blick auf die Zukunft versperrt ist. Auf der Seite der Mühseligen und Beladenen, die nicht wissen, wie sie allein weiterkommen. Auch auf der Seite der Wohlhabenden und Starken, die den andern zur Seite stehen können, wenn sie nur beginnen, sich an die Zusagen Gottes zu halten und nicht allein auf die eigene Kraft zu vertrauen. Nicht ein falsches Vertrauen auf die eigenen Möglichkeiten soll uns prägen, sondern das Vertrauen auf Gottes Möglichkeiten. Dann kann man folgende Erfahrung machen: unmöglich Gedachtes wird durch Gottes Möglichkeiten möglich.

Ein Reicher wird bereit zum Verzicht. Zerstrittene Nachbarn versöhnen sich. Ein Kranker lernt seine Krankheit anzunehmen und nicht nur um sich und seine Probleme zu kreisen.

„Unmöglich? Nein: Möglich. Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich!“

Das Wort lockt uns und fordert uns heraus, unsere Verantwortung zu übernehmen. Mit all unseren Möglichkeiten. Engagiert. Mit Leidenschaft und Kompetenz. Mit Liebe.

Und gleichzeitig mit Gottes unermesslicher Kraft zu rechnen. ■

Birgit Winterhoff



ZUR AUTORIN



Pfarrerin Birgit Winterhoff (1953) hat Theologie studiert in Bethel, Tübingen und Heidelberg. Sie war zunächst fünf Jahre Reisesekretärin im CVJM-Westbund, dann 18 Jahre Gemeindepfarrerin in Halle/Westfalen und leitet seit 2008 das Amt für missionarische Dienste der EKvW.

Materialien, Literatur, Angebote

■ Missionale 2012 beziehungsweise Gott

Ermutigung zu missionarischer Gemeindegearbeit

Am 25. Februar 2012 findet das 35. Missionale-Treffen statt. Unter dem Thema „Beziehungsweise Gott“ werden wieder 5000 Teilnehmer und Teilnehmerinnen bei den separaten Kinder-, Jugend- und Erwachsenenprogrammen in der Kölner Messe erwartet.

Im Mittelpunkt der Bibelarbeiten, Workshops, Seminare und Gottesdienste steht das christliche Glaubensbekenntnis zu dem dreieinen Gott. Wie können wir das Bild von einem Gott, der „drei in eins“ ist heute überzeugend und verständlich vermitteln? Was bedeutet unser Glaube an einen beziehungsreichen Gott für die Gestaltung unserer Gemeindegearbeit und unsere Spiritualität? Die einleitende Bibelarbeit wird von Hans-Hermann Pompe, Vorsitzender von Missionale und Leiter des Zentrums Mission in der Region gehalten.

Wie in den vergangenen Jahren wird Missionale als offenes Treffen veranstaltet. Ohne Anmeldung und ohne Eintritt sollen alle kommen können, die wollen. Missionale bittet dafür um Ihre Spende.

Auf der Internetseite www.missionale.de finden sich weitere Informationen.

■ Hans-Hermann Pompe, Vorsitzender des Missionale-Trägerkreises
 ■ Christoph Nötzel, Geschäftsführer Missionale
 ■ Sekretariat:
 Tanja Hoffmann, 02 02/28 20-403
info@missionale.de

■ proViele

Impulstag für Christsein mit Profil

Am 17. März 2012 findet das nächste proViele statt. Zum sechsten Mal sind interessierte Christinnen und Christen zum Impulstag für Christsein mit Profil eingeladen. „Aufrichten – stärken – kräftigen – gründen“ lautet das Thema.

Die Bibelarbeit hält Pfarrerin Birgit Winterhoff, Dortmund, das Impulsreferat in der Eröffnungsveranstaltung Präses Dr. Michael Diener, Kassel. Am Nachmittag gibt es Oasen, Foren und Workshops zu unterschiedlichen Themen.

Achtung: Der neue Veranstaltungsort ist die Stadthalle in Ahlen.

Zeit und Ort: Samstag, 17. März 2012, 10 bis 17 Uhr, Stadthalle Ahlen
Anmeldungen: werden bis zum 9. März 2012 an das Sekretariat erbeten.

Kosten: 10,- EUR, 8,- EUR für Schüler.

■ Birgit Winterhoff,
 ■ Sekretariat:
 Natalie Griffin, 02 31/54 09 60
griffin@amd-westfalen.de

■ V. Theologenkongress – „... brannte nicht unser Herz?“

Die Arbeitsgemeinschaft Missionarische Dienste in Deutschland (AMD) veranstaltet vom 24. bis 27. September 2012 den fünften deutschlandweiten Kongress für Theologinnen und Theologen. Eingeladen sind alle, die hauptamtlich im Verkündigungsdienst stehen. Das Thema des Kongresses lautet: „... brannte nicht unser Herz?“ Zwischen Überforderung und Verheißung. Das Thema wird in Bibelarbeiten, Gottesdiensten, Vorträgen, Foren, Seminaren und Workshops entfaltet. Außerdem steht ein Abend mit besonderen Gästen auf dem Programm sowie ein festlicher Abend.

Die kostenlosen Programmflyer können beim Amt für missionarische Dienste angefordert werden.

Zeit und Ort: Montag, 24. September bis Donnerstag, 27. September 2012, Dortmund

■ Birgit Winterhoff,
 ■ Sekretariat:
 Natalie Griffin, 02 31/54 09 60
griffin@amd-westfalen.de

■ Vorankündigungen

4. Tag der Presbyterinnen und Presbyter

Alle vier Jahre gibt es in der Westfälischen Landeskirche ein Jahr nach den Presbyteriumswahlen einen Tag der Presbyterinnen und Presbyter. Der nächste findet statt am:
Zeit und Ort: Samstag, den 9. März 2013 in Dortmund.

Bitte merken Sie diesen Termin vor.

■ Birgit Winterhoff,
 ■ Sekretariat:
 Natalie Griffin, 02 31/54 09 60
griffin@amd-westfalen.de

Rheinischer Presbytertag

Auch die rheinische Landeskirche lädt 2013 zu einem Presbytertag ein:
Zeit und Ort: Samstag, den 9. März 2013 in der Bonner Beethovenhalle
 Bitte merken Sie diesen Termin vor.

maximale

Für die langfristige Planung: Das nächste Gemeindefestival maximale findet 2013 statt.

Zeit und Ort: Sonntag, den 23. Juni 2013, Maximilianpark in Hamm.

■ Birgit Winterhoff,
 ■ Sekretariat:
 Natalie Griffin, 02 31/54 09 60
griffin@amd-westfalen.de

■ Aus der Praxis – für die Praxis

Unter dem Titel „Aus der Praxis – für die Praxis“ erscheint jährlich unsere Arbeitshilfe.

Jedes Heft liefert eine Fülle von Materialien und Texten zu einem aktuellen Schwerpunktthema. Das nächste Heft erscheint Anfang 2012.

Noch zu haben sind:

- 2000 „Gottes Lust am Menschen“
- 2002 „Sprachfähig werden im Glauben“
- 2003 „Sucht der Stadt Bestes“
- 2004 „Unterwegs zu den Menschen“
- 2005 „zusammen wachsen – zusammenwachsen“
- 2006 „Biblisch fundiert, kommunikativ und zielklar“ – Praxisimpulse für gutes Leiten in der Gemeinde, kostenlos
- 2008 „Unerreichte erreichen“, Preis: 2,- EUR
- 2009 „Warum glauben?“ – Vier Abende auf dem Weg zur Taufe oder Taufe erneuerung (Heft und CD-Rom), Preis: 10,- EUR
- 2010 „Lasst das Wort Christi reichlich unter euch wohnen“ – Zugänge zur Bibel, als pdf downloadbar
- 2011 „Kirche gestalten“, Preis 5,- EUR

